1,60 DM / Band 219
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

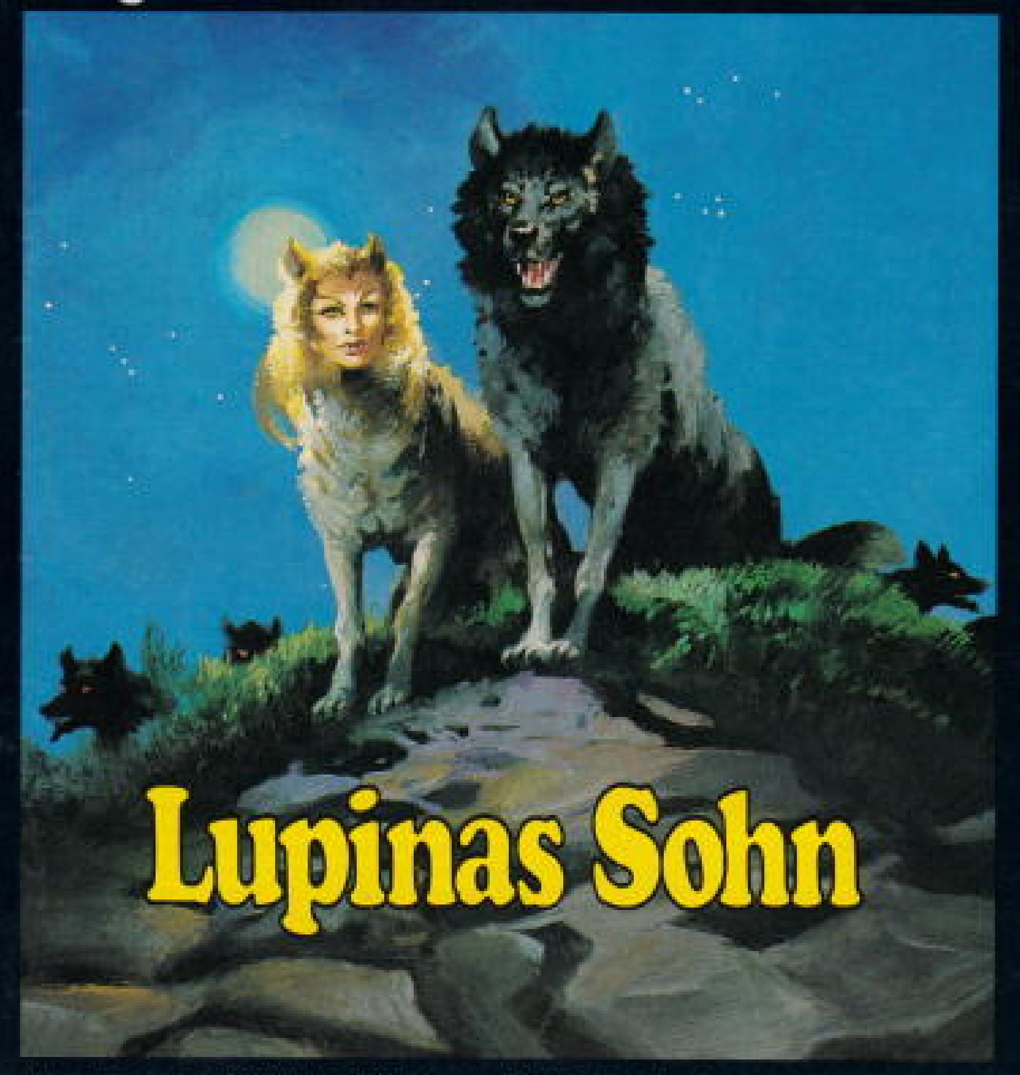
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Lupinas Sohn

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Lupinas Sohn

John Sinclair Nr. 219

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 14.09.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Lupinas Sohn

Der Sturm heulte und tobte mit einer wahren Urgewalt. Riesige Wolken jagten über den Himmel. Er hatte seine Schleusen geöffnet und einen Regen auf die ausgetrocknete Erde geschickt, der schon bald einer Sintflut glich. Als nie abreißende Vorhänge fielen die Wassermassen aus den tief liegenden Wolken. Sie überspülten Felder, Dörfer und Städte. In tiefer liegenden Niederungen an den Flüssen wurde Hochwasseralarm gegeben, und die ersten Keller liefen voll, da die Rohrleitungen die Wassermassen nicht fassen konnten. Es war böses Unwetter. Die Hölle schien ihren Rachen geöffnet zu haben, um den Menschen zu zeigen, wessen sie fähig war.

Peitschend hallte der Donner über das Land und verrollte irgendwo in der Ferne als grummelndes Echo. Blitz auf Blitz folgte. Ein fahlgelbes Verwirrspiel aus gezackten Linien und Pfeilen, zu Netzen verflochten, fiir Bruchteile von Sekunden als abstraktes Muster in den düsteren Wolken stehend, um dann wieder zu verschwinden, als hätte jemand ein Tuch darüber ausgebreitet. Das Land erlebte an diesem Tag ein schaurig-schönes Naturschauspiel, ein Frühlingsgewitter, wie es nur selten vorkommt, und von einer Größe und Dauer, an die sich selbst ältere Leute kaum noch erinnern konnten. Auch die Natur stöhnte unter der Last des Gewitters. Bäume bogen sich im Sturm. Zweige wurden geschüttelt. Die schwächeren fielen ab, und der Wind spielte mit ihnen. Die Regenfluten ergossen sich über Äcker, Weiden und Wälder. Vieh suchte Schutz vor dem Unwetter, und manche Blitze jagten wie Speere in einsam stehende Bäume, teilten und verbrannten sie.

Wieder einmal stand der Mensch den Kräften der Natur hilflos gegenüber. In den größeren Städten hatten Polizei und Feuerwehr Großeinsatz.

Die Wagen wühlten sich förmlich durch die Straßen, die man schon mit Seen vergleichen konnte.

Der Himmel schien seine Wut an der Welt auszulassen und sie für ihr Tun zu bestrafen.

Wer eben konnte, verkroch sich in den Häusern und Wohnungen. Ältere Menschen beteten oder zündeten Kerzen an, damit dieses mörderische Gewitter so rasch wie möglich vorbeiging.

Sie flehten und hofften, andere fluchten über das Wetter, doch beeinflussen konnten es weder die einen noch die anderen. Das Unwetter tobte sich weiter mit einer wahren Brachialgewalt über dem Land aus. Es hinterließ seine Spuren. Verletzte, drei vom Blitz erschlagene Menschen und eine ertrunkene Frau, die in ein Überschwemmungsgebiet geraten war und sich selbst nicht hatte helfen können. War das Unwetter für die Menschheit wie eine Geißel, so wurde es von der Schattenwelt nur begrüßt. Dämonen interessierten sich sehr für Witterungsverhälmisse. Ihnen waren Sturm, Nacht und Dunkelheit lieber als das Licht des Tages. Je schauriger und unheimlicher die äußeren Bedingungen waren, um so wohler fühlten sie sich. Sie suchten sich meist die Orte und Plätze aus, die von den Menschen gemieden wurden. Alte Burgen, Schlösser, verfallene Abteien oder Friedhöfe.

Dort fanden sie immer eine Heimat und den Unterschlupf, der sie vor allzu früher Entdeckung schützte. Auch die alte Ruine des ehemaligen Burgturms war den Kräften der Natur voll preisgegeben. Der Wind wütete regelrecht. Er heulte und pfiff um den Turm, der wie ein alter Zigarettenstummel in den nachtdunklen Himmel ragte. Die

Regenmassen klatschten gegen die Ruine und fanden gemeinsam mit dem Wind den Weg in die Öffnungen und Spalten der alten Turmruine. Es pfiff und heulte in dem Gemäuer.

Krachend entlud sich über der Ruine der Donner. Blitze jagten dem Boden entgegen, und mehr als einer war schon in den Turm eingeschlagen.

Normalerweise ließ sich dort niemand blicken, aber der Mann, der vor dem Gewitter Zuflucht gesucht hatte, gehörte in die Gegend. Es war Barry Mason, der Förster. Er hatte sich auf einem Pirschgang befunden und war von dem Unwetter überrascht worden.

Auf dem freien Feld wollte er nicht bleiben, dort hätte er zu leicht vom Blitz erschlagen werden können. Zum Glück fiel ihm die alte Ruine ein. Das Gemäuer war zwar nicht dicht, es tropfte immer Wasser durch, aber dem konnte man ausweichen.

Mit seinem Hund Rex erreichte er die Ruine in dem Augenblick, als die ersten Tropfen fielen. Dann begann das Unwetter, und selbst der Förster konnte nur den Kopf schütteln. So etwas hatte er noch nie erlebt. Er starrte in die Blitze, hörte den Donner und hatte das Gefühl, als würde dieser die Welt auseinandersprengen. Rex war unruhig. Nervös lief er hin und her, schaute mehrmals zurück, wenn ein Blitz den dunklen Himmel spaltete, als wäre ein Vorhang in zwei Teile zerrissen worden. Barry Mason mußte seinen treuen Begleiter jedesmal beruhigen.

»Bleib ruhig, Rex!« murmelte er und vergrub seine Finger in das dichte Fell am Nacken. »Uns passiert schon nichts.«

Rex jaulte dann, als hätte er die Worte genau verstanden. Über eine halbe Stunde tobte das Gewitter bereits. Der Förster hatte sich an die peitschenden Donnerschläge längst gewöhnt. Er zuckte nicht einmal mehr zusammen, nur wenn der Blitz in der Nähe oder in den Turm einschlug, dann erfaßte ihn Furcht, denn einmal hatte er ein bläuliches Licht über die Mauer laufen sehen, bevor es im Boden verschwand. Getan hatte es ihm zum Glück nichts. Wie lange mußte er noch warten?

Längst hatte er zu Hause sein wollen. Sicherlich machte sich seine Frau Sorgen, aber hier konnte er nicht telefonieren, und irgendwann mußte das Unwetter schließlich weiterziehen. Es war wie verhext. Die Gewitterfront schien sich direkt über diesen Landstrich zusammenzuballen. Sie zog einfach nicht vorbei und entlud sich mit aller Kraft. Eigentlich war es faszinierend, diesen gewaltigen Kräften der Natur zuzuschauen, und auch der Förster ertappte sich bei dem Gedanken, daß er die Folge von Blitz und Donner regelrecht genoß und ihr positive Seiten abgewann. Bis zu dem Zeitpunkt, als Rex, sein Hund, auf einmal verrückt spielte.

Bis jetzt hatte er, von einigen Ausnahmen abgesehen, ruhig in der

Ecke gesessen. Plötzlich sprang er wie von der Tarantel gebissen in die Höhe, bellte laut und fordernd und rannte zum Eingang, wo er beide Vorderpfoten einstemmte und stehenblieb.

»Rex, was hast du?« rief der Förster, näherte sich seinem Hund und wollte ihn am Halsband zurückzerren. Rex knurrte nur, stemmte sich gegen Masons Griff und wollte nicht auf seinen alten Platz. Es hatte nur wenige Situationen in den letzten Jahren gegeben, wo Rex so reagiert hatte. Und wenn, dann war immer etwas im Busch gewesen, so wie jetzt.

An dem Gewitter konnte es nicht liegen. Daran hatte sich der Hund längst gewöhnt. Also mußte es etwas anderes sein. Eine Störung von außen. Nur - woher kam sie?

Der Förster kniete neben seinem Hund nieder, streichelte das Fell. »Ist ja schon gut, Rex. Hör auf, da ist nichts. Wirklich…«

Barry Mason hatte seinen Blick erhoben und schaute nach draußen. Was er sah, hinderte ihn am Sprechen, denn das war einfach unwahrscheinlich, und augenblicklich zuckte ein wahnsinniger Gedanke durch seinen Kopf. Verdammt, das ist ein UFO!

Was er mit einem UFO verglich, war ein blaugrauer Nebelstreif, der sich auf dem naheliegenden kleinen Hügel niedergesenkt hatte und aus den Wolken gefallen sein mußte. Wie eine Spirale sah es aus und trotzte sogar dem Wind.

Es war auch durch den Regenvorhang zu sehen, nur wurde das von ihm ausgehende Licht durch die Regentropfen gebrochen, so daß er verschwommen wirkte. Rex wurde immer wilder. Er zerrte, kratzte mit den Läufen und wollte raus. Irgend etwas mußte von dieser Erscheinung ausgehen, das ihn verrückt spielen ließ. Unheimlich war es schon, das gab auch der Förster zu. Er spürte, wie es kalt seinen Rücken hinablief. So etwas hatte er noch nie gesehen, aber den Gedanken an ein UFO verwarf er wieder. Nein, UFOs fielen nicht so zusammen wie dieser Nebelstreifen, denn er drängte sich über dem Boden, als hätten ihn unsichtbare Hände zusammengedrückt. Wieso?

Ein drohendes Knurren ließ den Förster zusammenzucken. Rex hatte es ausgestoßen, und Barry Mason kannte das Zeichen. Wenn er ihn jetzt noch hielt, würde der Hund ihn unter Umständen anfallen. Er lockerte den Griff.

Darauf hatte der Hund gewartet. Mit einem heftigen Ruck riß er sich los. Er schleuderte seinen Kopf zurück und raste bellend und mit weiten Sätzen hinaus in den strömenden Regen, ohne sich um Blitz und Donner zu kümmern. Rex wollte die Erscheinung sehen.

Auch der Förster, aber sein Sichtbereich wurde schlechter, denn der bläuliche Nebel war völlig verschwunden, und der Platz schien ihm leer zu sein. Der Förster verspürte Angst. Ihm fielen wieder alte Geschichten ein, die er mal gelesen hatte. Gefährliche Wesen aus dem

All kamen auf die Erde, um die Menschheit zu terrorisieren und zu unterdrücken. Als er das Bellen des Hundes hörte, atmete er direkt auf, da er nun wußte, daß er keinen Traum erlebte, sondern alles Wirklichkeit war. Rex war wie von Sinnen. Er schlug Haken. Barry Mason verfolgte ihn mit seinen Blicken und sah dann, wie Rex das Ziel erreicht hatte und kläffend an ihm hochsprang.

Und dann geschah das Grauenhafte!

Ein klagender, schreiender Ton, zu vergleichen mit dem eines kleinen Kindes, übertönte selbst den Donner, und Barry Mason ahnte, daß sein Hund Rex diesen Ton ausgestoßen und somit sein letztes Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Der Magen des Mannes zog sich zusammen. Heiß stieg es seine Kehle hoch, Tränen traten in seine Augen, denn er hatte sehr an seinem Hund gehangen, und er hielt es nicht mehr aus, wollte sehen, was da geschehen war, und rannte hinein in die graue fahle Dunkelheit, um vielleicht noch etwas zu retten. Regen und Sturm trafen ihn. Gewaltige Wasserfluten, die sich über seinen Körper ergossen, im Nu die Kleidung durchnäßten, heftig gegen sein Gesicht klatschten, in die Augen rannen und die Pupillen mit einem Wasserfilm überdeckten. Der Boden war glatt. Große Pfützen bedeckten ihn, in die die Regentropfen einschlugen wie ein Trommelfeuer. Barry Mason kam nicht so schnell voran, wie er es sich vorgestellt hatte. Der Sturm blies manchmal so heftig, daß er ihn fast von den Füßen gerissen hätte. Es heulte, pfiff und tobte um ihm herum. Ihm kam es vor, als hätte der Himmel seine Schleusen geöffnet, um mit diesem Unwetter die Menschen für ihre Sünden zu bestrafen. Ein paarmal rutschte er aus und konnte sich nur mühsam auf den Beinen halten.

»Rex, zurück!«

Er schrie den Namen seines Hundes, war jedoch nicht sicher, ob ihn das Tier noch hören konnte, zudem riß ihm der Wind die Worte von den Lippen. Das Wasser rann über sein Gesicht. Der Weg führte jetzt bergauf, dorthin, wo sich alles abgespielt hatte, und er vernahm plötzlich ein triumphierendes Heulen. So laut und schrecklich, daß es sogar die Geräusche des Unwetters übertönte.

Obwohl der Förster Angst um seinen Hund hatte und er ihm unbedingt zur Seite stehen wollte, konnte er nicht mehr weiterlaufen. Er mußte stehenbleiben, riß seine Augen auf und schaute hinein in den dichten Vorhang aus Wasser.

Schattenhaft sah er die Szene!

Eine gewaltige Gestalt stand auf dem kleinen Hügel. In Höhe des Kopfes begann es gelb zu schimmern, so daß Barry Mason den Eindruck hatte, als würden dort Haare wachsen. Dies konnte natürlich eine Täuschung sein, aber auszuschließen war es nicht… Dann wieder das Heulen.

Schaurig, unheimlich klang es durch die fahle Dunkelheit. Ein Laut, der dem Förster eine Gänsehaut über den Rücken jagte und ihn zittern ließ.

Er wagte nicht mehr, einen weiteren Schritt nach vorn zu gehen. Die Furcht nagelte ihn auf der Stelle fest. Instinktiv ahnte er, daß er unter Umständen sein Leben verlieren konnte, wenn er sich dem unheimlichen Tier jetzt näherte. Ein Tier, das vielleicht aus einer anderen Welt kam. Sogar von einem anderen Planeten.

Barry Mason schüttelte sich. Er sah durch den Regen die huschende Bewegung, dann war die unheimliche Person plötzlich verschwunden. So, als hätte es sie nie gegeben. Aber es hatte sie gegeben.

Der Förster hatte den Beweis Minuten später, als er durch das nasse Gras den Hügel hinaufschritt und die dunklen Teile auf dem Boden liegen sah, die auch nicht vom Regen zur Seite gespült wurden. Es war sein Hund.

Die andere Bestie hatte ihn im wahrsten Sinne des Wortes zerrissen!

***

Ich war froh über den Kaffee, und Suko freute sich über seinen Tee. Beides hatte Glenda Perkins zubereitet, dafür nahm sie freiwillig eine Überstunde in Kauf, und Shao mußte schon los, um uns neue Sachen zu bringen. Das hatte seinen Grund.

Wir saßen in klatschnasser Kleidung am Schreibtisch und zitterten um die Wette. Zwar hielten uns Decken einigermaßen warm, doch auf der Haut bildete sich mehr als einmal eine Gänsehaut. Freiwillig waren wir natürlich nicht so naß geworden, die Folge eines Unwetters, in das wir hineingeraten waren.

Lupinas Sohn!

Wir wußten nicht, wer er war und ob er tatsächlich Orapul hieß, auf jeden Fall hatten wir den ersten Hinweis auf einer Tür gelesen, die das Turmverlies des Hauses führte, in dem sich der MonsterClub befand.

Unsere Silberkugeln, die Dämonenpeitsche und der Dolch hatten unter den Bestien aufgeräumt, wir konnten auch den Mann festnehmen. Die Frau allerdings floh mit einem Jeep. Zudem nahm sie noch zwei Werwölfe mit. Die beiden letzten. Suko und ich verfolgten die drei. Es gab nur eine Straße, die sie hatten nehmen können, und wir waren in unserem Bentley schneller. Allerdings hatten wir dabei das Pech, in ein mörderisches Unwetter zu geraten. So schlimm und gewaltig, wie ich es selten erlebt hatte. Es gelang uns, die Werwölfe zu stellen, außerdem einen Busfahrer sowie einen weiblichen Fahrgast im letzten Augenblick aus den Klauen der Bestien zu befreien. Der Himmel hatte kein Einsehen mit uns, es goß weiter, und so waren wir noch naß, als wir wieder in unserem gemeinsamen Büro saßen. Tee und Kaffee hatten wir. Trockene Kleidung würde uns Shao bringen.

Natürlich drehten sich unsere Gespräche nur um ein Thema. Lupinas Sohn!

Wie war es möglich, daß sie einen Sohn hatte? Oder hatte man uns mit einem gewaltigen Bluff geleimt? Nein, daran wollten wir nicht glauben. Der Job hatte uns gelehrt, daß gerade das Unmögliche möglich wurde, und warum sollte Lupina keinen Sohn haben? Wenn ja, wer war dann der Vater?

Wir hatten darüber gesprochen, und Suko hatte grinsend gemeint. »Vielleicht du?«

»Wieso ich?«

»Du hast dich schließlich mal in die schöne Werwolfdame verknallt.«

Der Blick, den Suko sich von mir eingefangen hatte, war scharf wie ein Messer gewesen. Er hatte auf den Fall angespielt, der mir noch immer irgendwie nachhing. Ich selbst war mal zu einem Werwolf geworden und hatte sogar um Lupina gekämpft, weil ich sie unbedingt besitzen wollte. Das war vorbei, aber seit diesem Zeitpunkt verfolgte mich die Werwölfin voller Haß.

Suko lehnt sich in seinen Schreibtischstuhl zurück, hielt die Tasse mit Tee in der Hand und schaute mich über ihren Rand hinweg an.

»Glaubst du im Ernst, daß sich Lupina hier in der Gegend herumtreiben wird, um ihren Sohn zu suchen?«

»Bestimmt.«

»Schade, daß diese Clara tot ist. Von ihr hätten wir einiges erfahren können.« Suko spielte damit auf den Unfall an, den die Fahrerin des Jeeps erlitten hatte. Sie war gegen einen Baum gerast und dabei umgekommen.

»Dafür haben wir ihren Mann.«

»Ist er denn vernehmungsfähig?«

Ich hob die Schultern. »Die Kollegen sagen ja. Sobald Shao zurück ist, können wir uns um ihn kümmern.« Wie aufs Stichwort erschien die Chinesin. Das heißt, wir hörten sie nur, wie sie mit Glenda im Vorzimmer sprach.

Suko rief: »Wollt ihr uns hier erfrieren lassen?« Zur Demonstration nieste er.

»Eine Erkältung täte dir mal ganz gut«, rief Shao zurück. »Dann wärst du wenigstens einmal länger zu Hause.«

Suko warf mir einen finsteren Blick zu. »Die fängt schon an wie Sheila.«

Damit meinte er die Frau unseres gemeinsamen Freundes Bill Conolly, die sehr darauf achtgab, daß sich ihr Mann nach seiner Hochzeit nicht mehr in unnötige Gefahr begab. Trotzdem konnte sie nicht verhindern, daß auch die Conollys immer wieder zu einem Zielpunkt dämonischer Angriffe wurden.

Zwei Tüten trug Shao. Hemden, Hosen, Jacken und frische

Unterwäsche waren darin verstaut. Sie packte alles aus, verschwand dann aus dem Büro, das wir zu einer Umkleidekabine umfunktionierten. Handtücher hatte sie ebenfalls mitgebracht. Wir rieben uns notdürftig trocken. Unter eine der zahlreichen Duschen zu steigen, die sich ebenfalls im Yard-Gebäude befanden, blieb uns keine Zeit. Die Vernehmung drängte, und wir wollten diesem Jo kräftig auf den Zahn fühlen. Die Chinesin verschwand auch bald wieder. Unsere nasse Kleidung nahm sie mit.

Glenda brachte frischen Kaffee und Tee. »Braucht ihr mich noch?« erkundigte sie sich.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, du kannst Feierabend machen.«

Ein Telefonanruf genügte, um den Beamten Bescheid zu geben, die Jo hereinführten.

Ich hatte inzwischen seinen vollständigen Namen herausgefunden. Er hieß Jo Mclntire.

Als er zwischen den beiden Kollegen das Büro betrat, wußte ich, daß er eine harte Nuß für uns werden würde. Sein Gesicht zeigte einen verkniffenen Ausdruck. Die grauschwarzen Haare standen wirr vom Kopf, seine Hände waren mit einer stählernen Acht gefesselt, und in den Augen lag ein trotziger, haßerfüllter Ausdruck.

Ich deutete auf den dritten Stuhl. »Setzt ihn dahin.« Die beiden Beamten drückten Jo McIntire nieder und verließen das Büro.

Ich blickte den Mann an. Er saß genau zwischen Suko und mir, befand sich im Kreuzfeuer, und so etwas Ähnliches wie ein Kreuzverhör sollte es auch werden. Ich hatte vor, direkt eine volle Breitseite auf ihn abzuschießen. Rücksicht durfte ich bei diesem Mann nicht nehmen, er kannte diesen Begriff auch nicht und war bereit, über Leichen zu gehen, was er uns hinlänglich bewiesen hatte. Er hatte uns heimtückisch in den Rücken schießen wollen!

»Ihre Frau ist tot«, sagte ich.

McIntire verzog nicht einmal die Lippen. Er starrte mich nur an und sagte kein Wort.

»Macht Ihnen das gar nichts?« erkundigte sich Suko.

Der Mann hob die Schultern. »Ich lebe!«

»Für wen? Für Orapul?«

»Möglich.«

Die nächste Frage stellte ich. »Ist er tatsächlich Lupinas Sohn, so wie es an der Tür stand?«

Da grinste der Alte schief. »Möglich.«

»Und was hat es mit ihm auf sich?«

»Keine Ahnung.«

»Schlecht lügen können Sie gut«, stellte Suko fest. »Aber nicht gut genug. Ich würde Ihnen in Ihrem eigenen Interesse raten, mit mehr Informationen herauszurücken.«

Da lehnte sich McIntire zurück und begann zu lachen. Es war kein lautes Lachen, sondern eher ein leises, glucksendes oder kicherndes. Er riß dabei weit den Mund auf und hob seine Arme, so daß er uns die gefesselten Hände präsentierte.

»Ich weiß überhaupt nicht, was ihr wollt, zum Teufel. Ihr habt mich gefangen, na und? Andere bekommt ihr nicht. Sie sind stärker, auch wenn der MonsterClub nicht mehr existiert, gibt es Kräfte, gegen die ihr nicht anrücken könnt. Ich bin nur ein kleines Rädchen im Getriebe, aber ich besitze einen guten Schutz. Es wird euch noch leid tun, Clara umgebracht und mich gefangengenommen zu haben, das schwöre ich euch.«

»Ich oder wir haben Clara nicht umgebracht«, stellte ich richtig. »Sie ist selbst gegen einen Baum gerast und hat es nicht überlebt.«

»Aber ihr seid schuld.«

»Nein.« Mehr sagte ich nicht. Ich hatte keine Lust, mit ihm darüber zu diskutieren, zudem wollte ich erfahren, was es mit Lupinas Sohn auf sich hatte.

»Wo finde ich Orapul?« schoß ich die nächste Frage ab.

»Ich kann es nicht sagen.«

»Aber er war in eurem Turm.«

»Ja, er wollte seine Diener um sich haben.«

Ich wunderte mich, wie gesprächig der Alte plötzlich war.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Und ich war gespannt, ob er mir auch die nächste Frage beantworten würde.

»Gehörten Sie und Ihre Frau auch zu seinen Dienern?«

»Nein.«

»Was waren Sie dann?«

Er zögerte mit einer Antwort. Schließlich sagte er: »Wir haben ihn nur großgezogen.«

»Was?«

»Überrascht, wie?«

Nein, überrascht war ich nicht. Schon im Turm hatte mir Clara, Jos tote Frau, durch die Tür zugerufen, daß sie als Pateneltern Orapuls unter seinem Schutz standen. Dennoch war es ein Hammer!

»Dann haben Sie und Ihre Frau ihn aufgezogen?« hakte ich noch einmal nach.

»Natürlich. Warum auch nicht? Wir fanden ihn in einem Wald und nahmen ihn mit in unser Haus.«

»Und wo liegt das? Oder war es der Turm?«

»Nein, da sind wir später hingezogen, weil er es so wollte. Wir lebten noch nicht lange dort. Die Besitzer sind verreist…«

»Und Sie haben das Hausmeister-Ehepaar umgebracht«, vollendete ich den Satz.

»Das stimmt.«

Er sprach über einen Mord, als wäre es die größte Selbstverständlichkeit der Welt, und so etwas erschreckte mich zutiefst. Hier stand ich vor einem menschlichen Abgrund. Dieser Mann dachte nicht mehr so wie ich, er war von den dämonischen Kräften schon beeinflußt worden, daß alles andere nicht mehr zählte, obwohl man ihn rein äußerlich als einen Menschen bezeichnen konnte.

Er starrte mich an. Seine Augen waren klein, der Blick eiskalt und noch immer lauernd.

»Sie haben sich also mit den Wölfen in dem Turm verzogen«, fuhr ich fort. »Und weshalb war Lupinas Sohn nicht dort?«

»Er sucht jemanden!«

»Wen?«

»Seine richtige Mutter!«

Er brauchte den Namen Lupina nicht auszusprechen, jeder wußte genau Bescheid. Also hatten sich unsere Vermutungen bestätigt. Lupina würde kommen und ihren Sohn abholen.

Wahrscheinlich hatte sie es schon getan.

»Wann soll das geschehen?«

»In dieser Nacht.«

»Und wo?«

Da lachte er kalt. »Das weiß ich nicht.«

»Sie wollen es nicht sagen!« mischte sich Suko ein.

Er hob die Schultern. »Ihr wollt doch beide haben. Was soll ich mich darum kümmern?«

Einen dritten Grad gibt es nicht, obwohl es von Polizistenhassern immer behauptet wird. Es werden keine Gefangenen gefoltert, um Informationen aus ihnen herauszupressen. Auch wir hatten uns bisher strikt an die Regel gehalten und würden uns auch weiterhin daran halten. Das stand fest.

Ich war Menschenkenner genug, um es McIntire anzusehen, daß wir kaum noch etwas aus ihm herausbekommen würden. Trotzdem wollte ich noch wissen, wer die acht Werwölfe gewesen waren.

»Orapul hat sie sich geholt. Einfach so. Er pflanzt ihnen den Keim ein, und sie wurden zu Werwölfen, denn sie sollten seine Schutzmacht bilden.«

So ähnlich hatte ich es mir vorgestellt. Wahrscheinlich gehörten die Menschen zu den Vermißten, die täglich in London verschwanden und nie wieder auftauchten. Ich schaute Mclntire an, der meinen Blick gelassen standhielt. In der kommenden Nacht wollte sich Lupina mit ihrem Sohn treffen. Leider wußten wir nicht, wo das geschehen würde, aber wir hatten immerhin eine heiße Spur. Es war der Turm, in dem sich das für Orapul vorgesehene Verlies befand. Dort konnten wir auf ihn warten.

Mein Blick glitt nach draußen. Auch über London hatte dieses

schreckliche Unwetter getobt. In einigen Stadtteilen hatte es mittlere Katastrophen gegeben. Überschwemmungen, Unterspülungen durch Wasser, Brände von eingeschlagenen Blitzen verursacht.

Jetzt hatte sich das Unwetter verzogen. Zudem war der Himmel wieder hell, ein verwaschen wirkendes Blaugrau, hier und da mit einigen Wolkenfetzen bedeckt. Die Sonne kämpfte sich allmählich durch. Bis es dunkel wurde und die Nacht sich über das Land senkte, dauerte es noch einige Stunden. Wir konnten eigentlich davon ausgehen, daß sich Lupina in der Nacht mit ihrem Sohn treffen würde. Sehr wahrscheinlich sogar um Mitternacht, denn das ist die Zeit dieser Bestien. Zur Tageswende hockten sie sich manches Mal zusammen, um den Mond anzuheulen, der ihnen die Kraft gab, weiterzuleben. Wir hatten da unsere Erfahrungen und nahmen an, daß es auch diesmal nicht anders sein würde. Da uns bis Mitternacht noch genügend Zeit zur Verfügung stand, wollten wir sie nicht unnütz verstreichen lassen. Zudem war es zwecklos, den Gefangenen noch weiter zu verhören, er würde nichts mehr sagen. Ich griff zum Hörer und bat die beiden Beamten herein, die McIntire gebracht hatten.

Rasch waren sie zur Stelle und nahmen ihn mit. Wieder flankierten sie ihn.

Kurz vor der Tür drehte McIntire seinen Kopf und hob beide Arme in die Höhe. Er drohte uns mit seinen Fäusten.

»Glaubt nur nicht, daß ihr gewinnen könnt!« kreischte er. »Lupina und ihr Sohn werden euch zerreißen!«

Ich gab keine Antwort, auch Suko sagte nichts. Erst als sich die Tür hinter den drei Männern geschlossen hatte, übernahm der Chinese das Wort.

»Es war so, wie wir es uns gedacht haben. Sollen wir noch einmal zu dem Haus fahren?«

»Klar. Wenn sich etwas tut, dann nur da oder in dessen unmittelbarer Umgebung.« Ich stand schon auf und wollte zur Jacke greifen, als sich das Telefon meldete. Suko saß näher am Apparat. Er nahm den Anruf entgegen, der unseren Plan völlig über den Haufen warf…

***

Die Besatzung des Reviers Stanmore war sauer. Kein Wunder, denn man hatte sie bei diesem schrecklichen Unwetter aus den Unterkünften geholt.

Zudem war noch die Mordkommission eingetroffen und hatte zwei Leichen aus dem alten Haus geholt. Jeder der Beamten kannte die Toten. Es war ein Hausmeister-Ehepaar, das dem Viscount of Merrydale den Haushalt geführt hatte. Der Viscount befand sich irgendwo in der Welt und warf sein Geld unter die Leute. Er hatte nicht wissen können, was sich in seinem Landhaus alles abspielte.

Zwei Ermordete! Und vom Tatort nicht weit entfernt ein geheimnisvoller Vorgang, um den der Mantel des Schweigens gehüllt worden war.

Zwei Ereignisse, die irgendwie zusammenhingen. Die Polizisten tappten allerdings im Dunkeln. Man hielt sie wieder einmal für nicht kompetent. Vier Leute zählte die Besatzung. Normalerweise fuhren zwei von ihnen Streife, an diesem späten Nachmittag jedoch nicht. Sie waren alle vier naß wie die Hunde und mußten sich erst einmal umziehen, während draußen noch immer der Regen gegen die Scheiben trommelte und das Land unter Wasser setzte. Als erster war Sam Braddock, der Revierleiter, fertig. Als er den Revierraum betrat, verzog er das Gesicht. Es roch immer noch feucht und muffig. Das Fenster konnte man nicht öffnen, der Regen hätte sonst die Bude überschwemmt. Hinter seinem Schreibtisch nahm Braddock Platz und holte eine Zigarre aus seinem Etui. Eine gute Zigarre liebte er über alles. Er rauchte sie entweder im Revier oder bei sich zu Hause im Keller, weil seine Frau sich schrecklich darüber aufregte, wenn der Rauch die Gardinen einhüllte und sie vergilbte. Als die ersten blaugrauen Wolken gegen die Decke stiegen und es ihm langsam besser ging, hörte er, wie die Eingangstür zugeschlagen wurde. Jemand kam.

Braddocks Gesicht verzog sich. Nicht jetzt noch mal dieses Theater, dachte er, die anderen sollten ihn in Ruhe lassen, zum Henker.

Die Tür wurde aufgedrückt. So wie der Mann ging Braddock hörte es am Klang der Schritte - kannte er sich gut aus. Es war also kein Fremder.

Dann stieß er die Tür zum Revierraum auf.

Eine massige Gestalt stand auf der Schwelle. Die Kleidung war tropfnaß, aus den Haaren rann das Wasser und liefüber das Gesicht des Mannes. Die Nässe machte den Ankömmling zu einer traurigen Gestalt.

Trotzdem konnte Braddock die Angst auf dem Gesicht des Mannes lesen. Noch nie hatte er bei Barry Mason, dem Förster, so einen Ausdruck gesehen, und sie kannten sich wirklich seit mehr als zwanzig Jahren, waren befreundet und im gleichen Cricket-Club.

Braddock stieß eine Rauchwolke aus, die ihm für wenige Augenblicke die Sicht auf den Förster vernebelte. Mason ging torkelnd ein Paar Schritte vor und stützte sich auf dem Handlauf des schmalen Trennungstresens ab.

»Mensch, Barry, was ist geschehen?« fragte der Beamte.

»Ich - ich bin mit den Nerven völlig fertig!« keuchte der Förster. »Ich habe was gesehen, das ist…« Er schüttelte den Kopf, hob dann das Gesicht, und Braddock glaubte sogar, Tränen in den Augen des Freundes zu sehen. »Sie hat ihn zerrissen.«

»Wer?«
»Die Bestie!«
»Welche Bestie?«
»Es - es war ein riesiger Bär oder ein Wolf, ich glaube…«
Braddock stand auf. Er hatte mittlerweile gemerkt, daß sein Freund ein sehr entscheidendes Erlebnis hinter sich hatte. Der Revierleiter öffnete den Durchgang innerhalb der Barriere, so daß Mason zu ihm konnte.
»Setz dich erst mal hin«, sagte Braddock und führte den Förster zu einem Stuhl, auf den er sich fallen ließ und dabei den Kopf zurückwarf.
Der Beamte hatte eine Notration. Alter irischer Whisky, der in Situationen wie dieser half. Er flößte dem Förster einen kräftigen Schluck ein. Mason schluckte zweimal und beugte sich nach vorn, wobei er das Gesicht verzog, weil der Alkohol scharf durch seine Kehle rann.
»Geht's wieder?« fragte Braddock. Das Nicken des Försters fiel schwach aus.
»Dann berichte mal«, sagte der Polizist und zog sich einen Stuhl heran.
Neben dem nassen Mann nahm er Platz. Der benötigte noch einen weiteren Schluck, um reden zu können. Dann erzählte er.
Braddock hörte so gespannt zu, daß er nicht bemerkte, wie die anderen drei Beamten den Revierraum betraten. Er konzentrierte sich voll und ganz auf die Erzählung. Die klang so unwahrscheinlich und horrorhaft, daß es dem Revierleiter kalt den Rücken hinunterlief. Normalerweise hätte er jemand, der ihm solche Dinge erzählte, für einen Spinner gehalten. Hier jedoch dachte er anders. Erstens kannte er Barry Mason lange genug, und zweitens waren in der unmittelbaren Umgebung seltsame Mordfälle geschehen, für die man den einfachen Beamten keinerlei Erklärung gegeben hatte.
»Und?« fragte der Förster. »Was sagst du dazu?«
Braddock hob die Schultern. »Well, was soll man dazu schon sagen? Ist ziemlich unwahrscheinlich, das alles.«
»Sehe ich auch so.« Barry Mason lachte vibrierend auf. »Aber ich habe es mit eigenen Augen erlebt und gesehen. Wirklich, ich schwöre es dir. Du mußt mir glauben.« Mit der flachen Hand schlug Braddock auf den Schreibtisch.
»Das tue ich auch, Barry, verdammt, das tue ich. Und ich ziehe meine Konsequenzen aus deinem Erlebnis.« Bevor der Förster noch etwas sagen konnte, hatte sich Braddock schon vorgebeugt und nach dem Hörer des Telefons gegriffen. Er rief eine Londoner Nummer an. Sie gehörte Scotland Yard!

***

Normalerweise hatte der Mann dünnes blondes Haar. Doch ein guter Friseur hatte es ihm zu einer Dauerwelle gedreht. Die flache Stirn konnte es nicht verbergen und auch nicht das Gesicht mit der langen, etwas abfallenden Nase und dem zum Hals hin weisenden Kinn. Was auf der Oberlippe wuchs, sollte wohl einen Bart darstellen. Über einen seichten Flaum, der zudem noch rötlich schimmerte, kam er jedoch nicht hinweg. Daß der Mann auf den Vornamen Tonio hörte, paßte auch nicht. Der Zuname lautete Trent. Tonio Trent, also. Heimat: Chicago. Beruf: Killer.

Das sagte eigentlich alles über ihn aus. Trent wurde da eingesetzt, wo man besonders brutal vorgehen mußte. Es gab nur wenige Menschen auf der Welt, die sich die Mafia auf Eis legte und für spezielle Aufgaben verwahrte. Trent gehörte dazu. Als Logan Costello, der große Boß aus London, jetzt in der Zwickmühle saß, hatte er Trent angefordert. Er bekam ihn sofort, denn die anderen Mafiafürsten im Ausland wußten inzwischen, daß Logan Costello zu einer wahren Macht geworden war. Während es in den größeren italienischen Städten Machtkämpfe zwischen den einzelnen Familien gab, herrschte Logan Costello allein über London. Er teilte mit niemandem. Wenn jemand versuchte, sich seine Kontrolle zu entziehen, dann schlug er diese Rebellion eisenhart nieder. Zumeist half ihm Dr. Tod dabei, denn Costello war der rechte Arm des Mordliga-Chefs in London, denn hier saß auch der Todfeind der beiden, Geisterjäger John Sinclair.

Nun aber lief der Fall umgekehrt. Dr. Tod steckte zwar nicht gerade in großen Schwierigkeiten, aber in London konnte Logan Costello doch besser agieren als er, der er fast am Südpol hockte und auf seine Chancen wartete. Costello mußte dafür sorgen, daß Lupina verschwand. Sie sollte umgebracht werden, und dafür hatte sich Costello den Killer Tonio Trent geholt.

Trent würde das übernehmen. 100.000 Dollar waren ihm dafür sicher, und er erhielt noch eine besondere Waffe. Eine tschechische Maschinenpistole, sehr klein und handlich, aber brandgefährlich. Zudem war das Magazin mit geweihten Silberkugeln geladen.

Costello hoffte, daß es half. Er selbst hatte die Silberkugeln besorgt und sie auch mit Wasser aus der Kirche geweiht. So mußte es einfach klappen.

Logan Costello war zudem nachdenklich geworden. Morasso in Schwierigkeiten, das paßte ihm überhaupt nicht, denn bisher hatte der Mordliga-Chef mit all seinen Verbindungen zum Dämonenreich schützend seine Hand über ihn gehalten. Nun schien er doch einiges an Ärger zu haben, wenn nicht sogar echte Probleme. Leider ließ sich Dr. Tod darüber nicht aus. Er befahl und fertig. Zudem wagte Costello auch nicht, ihn nach irgendwelchen Dingen zu fragen. Morasso konnte da sehr hart und auch tödlich reagieren. Deshalb nahm Costello alles

hin, wie es war. Er hatte Tonio Trent zu sich bestellt. Irgendwie mochte er den Killer nicht, wie er dastand in seinem verwaschenen Jeansanzug, dem billigen T-Shirt darunter, die nikotingelben Finger um den Griff der Maschinenpistole gelegt. Trent sog noch einmal an seiner Zigarette und hätte sich fast noch die Finger verbrannt. Im letzten Augenblick ließ er sie in den Ascher fallen.

»Ich habe doch richtig gehört, nicht wahr? Ich soll eine Wölfin erledigen oder einen Wolf?«

»Genau.«

»Und das für Hunderttausend?«

»Ist dir das zu wenig?« fragte Costello kalt, wobei sich seine dunklen Augen leicht zusammenzogen.

»Nein, aber mir scheint der Betrag zu hoch zu sein.«

»Du kannst ihn ja ablehnen.«

Da lachte Trent blechern. »Hättest du wohl gern, wie? Nein, das Geschäft gilt, du bekommst dein Wölfchen auf einem silbernen Tablett serviert, das verspreche ich dir.«

»Nimm das Maul nicht zu voll. Lupina ist clever und gefährlich. Zudem ist da noch ein zweiter Wolf.«

»Beide harke ich mit einer Garbe weg.«

»Wir werden sehen.«

»Wann soll es losgehen?« fragte Trent.

»Heute noch. Und zwar wirst du in Richtung Stanmore fahren. Da hat sich einiges getan.«

Das hatte es tatsächlich. Costello, der seine Leute auch unter den Polizisten hatte, war informiert worden. Zwar nicht haargenau, doch er brauchte die Fakten nur zu addieren, um zu dem für ihn positiven Ergebnis zu gelangen.

»Ich kenne Stanmore nicht.«

»Du erhältst eine Karte.«

»Ist das alles?«

»Eigentlich ja. Doch das Wichtigste kommt noch. Du wirst nicht allein arbeiten.«

»Was?« Trent riß den Mund auf. Sein Gesicht verzerrte sich und zeigte scharfe Falten. »Das darf nicht wahr sein. Ich habe bisher immer allein gearbeitet.«

»Aber diesmal nicht.«

»Dann scheiße ich auf den Job.«

»Wäre es dir ernst, würdest du jetzt schon nicht mehr leben«, erwiderte Costello gelassen. »Ich weiß zu deinem Glück, daß es nur Schau ist. Zudem brauchst du das Geld nicht zu teilen.«

»Ich habe nur einmal mit einem Partner ein Geschäft gemacht. Das ist voll in die Hosen gegangen. Er blieb auf der Strecke, ich konnte mich retten.«

»Diesmal wird es nicht passieren. Du arbeitest mit dem besten Partner zusammen, den ich mir überhaupt vorstellen kann. Er ist dir sogar noch über.«

»Auf den Wundermann bin ich gespannt.«

»Mann?« Costello lachte, bevor er auf einen Knopf drückte, so daß eine der vier Türen aufschwingen konnte. »Komm rein, Lady X!«

Tonio Trent hatte sich langsam umgedreht. Seine Augen wurden immer größer, und sogar die fahle Gesichtshaut wechselte, als ihm das Blut in den Kopf stieg. Wer da ins Zimmer trat war tatsächlich eine Frau, ein Rasseweib. Gekleidet in schwarzes, weiches Leder. Die Haare ebenfalls schwarz und das Gesicht bleich. Dabei die Lippen zu einem Lächeln verzogen, das überheblich und stolz wirkte. Lady X - die Vampirfrau - näherte sich dem Profikiller und schaute ihn kalt an.

Trent versuchte zu grinsen, das mißlang ihm, denn der Ärger spülte wie eine Woge hoch. Okay, fürs Bett hätte er die Kleine gern genommen, aber nicht auf einen heißen Trip, wo es um Mord ging. Nein, da war sie an der falschen Adresse.

»Ist er das?« fragte Lady X.

Costello nickte.

Die beiden musterten sich. Im Gesicht der Vampirin regte sich nichts. Trent jedoch konnte seine Gefühle nicht verbergen. Er schüttelte sich ein paarmal, als hätte man Wasser über ihn ausgegossen, und seine Halsmuskeln zuckten.

Es war ungeheuer, was man da von ihm verlangte. Nein, das durfte es nicht geben. Da spielte er nicht mit.

Seine innere Erregung unter Kontrolle haltend, wandte er sich langsam um. Er blickte Costello an.

»Was ist?« fragte dieser.

»Soll das ein Witz sein?«

»Nein, kein Witz, Ihr werdet zusammenarbeiten.« Trent schüttelte den Kopf.

»Ohne mich. Das Spiel geht zu weit, da steige ich erst gar nicht ein.«

»Du kannst nicht mehr aussteigen«, erwiderte der Mafioso gelassen. »Glaub mir, Lady X ist eine Partnerin, wie du sie dir besser nicht wünschen kannst.«

»Sie soll sich zum Teufel scheren!« zischte der Killer.

»Da komme ich gerade her«, erwiderte die Blutsaugerin gelassen und öffnete ihren Mund.

Tonio Trents Augen wurden groß. Was er da sah, das kannte er eigentlich nur aus den einschlägigen Horrorstreifen. Vor ihm stand ein weiblicher Vampir.

Zuerst sagte er einmal nichts, öffnete nur den Mund und holte tief Luft. Er wollte es nicht glauben, seine Hände verkrampften sich, und seine Gesichtshaut nahm eine noch rotere Farbe an.

Dann jedoch verwandelte sich seine Wut in schallendes Gelächter. Er lachte so laut und kreischend, daß das Büro des Mafioso ausgefüllt wurde, denn so war noch nie bei ihm gelacht worden.

»Mit der soll ich zusammenarbeiten?« prustete er. »Mit der dämlichen Memme?«

»Hüte deine Zunge!« zischte Costello scharf.

»Haben wir hier eine Maskenschau?« erkundigte sich Trent noch immer lachend. »Ich dachte immer, es ginge hier um ein hartes Geschäft. Die Süße soll ihr komisches Gebiß aus dem Mund nehmen, bevor ich es ihr rausreiße.«

»Es ist echt!«

»Das kannst du jedem anderen erzählen, Costello, nur mir nicht. Es ist nicht echt, ihr wollt mich auf den Arm nehmen und mich zum Narren halten.«

»Irrtum!« Es waren die ersten Worte, die Lady X sprach.

Messerscharf hatte sie erkannt, daß es mit einem Mann wie Tonio Trent keine gemeinsame Aktion geben konnte. Er würde sich immer gegen sie stellen, und sie erledigte die Sache auf ihre spezielle und vampirtypische Art und Weise. Zudem brauchte sie Blut.

Die Maschinenpistole, die sie über die Schulter gehängt trug, warf sie kurzerhand zu Boden. Der Killer selbst hielt seine Waffe so, daß die Mündung nicht auf die Scott wies. Dann sprang sie. Es war ein kräftiger, raubtierhafter Sprung, mit dem sie blitzschnell die Entfernung überbrückte. Bevor Trent eine Abwehrbewegung machen konnte, hatte Lady X den granitharten Killer gepackt und wühlte ihre Hände in seine Haare. Ruckartig zog sie daran. Sie ließ nicht los, auch wenn Trent vor Schmerz keuchte, warf ihn gegen die nahe Wand und bog den Kopf weiter nach hinten.

Jetzt spannte sich die Haut an seinem Hals. Deutlich hob sich eine bläulich schimmernde Ader darunter ab. Blut für Lady X!

Hart schlug sie ihre beiden aus der Oberlippe wachsenden Hauer dort hinein. Mit allem hätte Trent gerechnet, nur damit nicht. Der Killer wurde völlig überrascht.

Logan Costello aber saß wie ein Denkmal hinter seinem Schreibtisch und schaute nur zu. Er hütete sich, denn es wäre für ihn tödlich gewesen, ein Mitglied der Mordliga anzugreifen. Vielleicht war es sogar gut, wie Lady X reagierte.

Sie ließ ihr Opfer nicht los. Tonio Trent hing in einer Schräglage. Er versuchte sich noch zu wehren, doch seine Bewegungen wurden matt und matter. Zuerst schaffte er es nicht mehr, die Maschinenpistole zu halten, dann gaben auch seine Beine nach, er sackte schwer in die Knie, wurde jedoch weiterhin von Lady X gehalten. Sie hatte ihr Opfer. Endlich…

Costello wäre am liebsten hinausgelaufen. So gnadenlos er auch

seinen Feinden gegenüber war, dies hier konnte er nicht sehen. Dazu hatte er keinen Bezug, zudem kroch Furcht in ihm hoch, denn wenn er Solo Morasso nicht so gehorchte, wie der es verlangte, würde es ihm ähnlich ergehen wie Tonio Trent.

Was sie machte, das tat sie perfekt. Lady X saugte auch noch den letzten Tropfen Blut aus den Adern des Mannes, und sie reihte ihn damit ein in die Galerie ihrer Opfer.

Tonio Trent, einer der Starkiller der Mafia, wurde zu einem Vampir!

Plötzlich löste die Blutsaugerin ihre Hände aus den Haaren des Mannes und ließ ihn kurzerhand fallen.

Schwer schlug er zu Boden. Doch er spürte es nicht mehr. Er würde nie mehr etwas spüren, auch nicht, wenn er sich wieder rührte und zu einem unheilvollen Leben erwachte.

Lady X aber schaute den Mafiachef an. Blut war um ihre Lippen verschmiert, die Augen erinnerten an zwei schwarze Eisstücke.

»So ist es besser«, sagte sie.

Sie erntete ein Nicken. Costello antwortete nicht.

Der gesamte Fall war nicht ohne Pikanterie, denn ein Vampir, der eine mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole trug, den gab es wohl nur einmal…

***

Man merkte, daß ein Unwetter getobt hatte. Entwurzelte Bäume, zur Hälfte abgerissene Hausdächer, zerstörte Scheiben und das Heulen der Feuerwehrsirenen, das unsere Fahrt durch London begleitete. Einmal kamen wir überhaupt nicht weiter. Gleich drei Straßen waren wegen einer Überschwemmung abgesperrt worden.

Nach dem Unwetter hatte kurz die Sonne geschienen. Jetzt war sie hinter den Abendwolken verschwunden, und als wir in Stanmore, am nördlichen Ende von London, eintrafen, da hatte uns bereits die Dämmerung eingeholt. Von einer Polizeiwache war der Anruf gekommen. Ein Beamter namens Braddock hatte gut geschaltet und uns über die Aussage eines Försters informiert, der angeblich ein wolfsähnliches Tier gesehen hatte.

Da gab es eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Entweder hatte er Lupina entdeckt oder Orapul, ihren angeblichen Sohn. Genau wußten wir es noch nicht, aber wir rechneten mit fast hundertprozentiger Sicherheit damit. Orapul! Dieser Name spukte durch meinen Kopf. Ich war gespannt auf ihn, und da sich alle Spuren im nördlichen Teil Londons verdichteten, glaubte ich, daß wir ihn hier finden würden.

Zuerst einmal war der Förster an der Reihe. Sein Bericht brachte uns sicherlich weiter.

Der Mann hatte sich noch immer nicht erholt, als wir ihn kennenlernten. Er machte einen erschöpften Eindruck, war nervös und

fahrig. Ich glaubte nicht einmal, daß er unsere Namen richtig verstanden hatte.
Aber er redete zu unserer Überraschung ziemlich flüssig. Wahrscheinlich weil er den Bericht über sein Erlebnis bereits zum zweitenmal abspulte.
Durch geschicktes Zwischenfragen erfuhren wir auch Einzelheiten. Als er von dem seltsam hellen Oberteil des Tieres sprach, da waren wir fast sicher, daß es sich bei der Beschreibung eigentlich nur um Lupina handeln konnte. Lupina, die Königin der Wölfe!
Sie hatte sich also von der Mordliga gelöst. Gar nicht so überraschend für uns, denn diese Werwolffrau hatte schon immer ihren eigenen Kopf besessen. Sie war so wenig zu zähmen wie eine Katze, das schaffte auch ein Solo Morasso nicht.
»War das Ihre erste Begegnung mit diesem Tier?« wollte ich wissen.
»Ja, meine erste.«
»Und sie können uns den genauen Ort zeigen?«
»Natürlich. Er liegt in meinem Revier.«
»Dann nichts wie hin«, sagte ich lächelnd.
Braddock bot sich an, mitzufahren, wir winkten jedoch ab.
Das schafften wir allein.
Sollten Lupina oder ihr Sohn dort auftauchen, reichte es, wenn sich so wenig Menschen wir möglich in Gefahr begaben. Die Königin der Wölfe war unberechenbar, griff nicht frontal an, sondern stellte es so geschickt an, daß ihre Opfer kaum eine Chance hatten, ihr zu entgehen.
Auch den Förster wollten wir nicht unbedingt länger als nötig bei uns haben. Unter seiner natürlichen Hautfarbe war er ziemlich blaß geworden. Während der Fahrt sprach er kein Wort.
Wir fuhren durch eine typische englische Flachlandschaft. Viele Weiden, Felder, hin und wieder ein paar einsam stehende Häuser und die grauen Bänder der Straßen, die das Grün der Landschaft unterbrachen.
Barry Mason gab sich sehr schweigsam. Hin und wieder schaute er auf und erteilte mir Anweisungen, wie ich zu fahren hatte. Ansonsten saß er mit gesenktem Kopf wie eine Statue auf der Sitzbank.
Er hatte nicht nur seinen treuesten Begleiter, den Hund, verloren, sondern auch etwas gesehen, was man so ohne weiteres nicht erklären konnte.
Schließlich erreichten wir eine frisch geteerte Straße. Sie führte in die Nähe des Hügels bei der alten Ruine, von der uns der Förster berichtet hatte.
Am Ende der Teerfahrbahn, wo sie in eine andere Straße mündete, wies Barry Mason nach links. »Sehen Sie die Ruine da?« fragte er mich. Ich nickte.

»Da müssen wir hin.«

Zu Fuß wären wir wohl besser drangewesen, denn als wir von der Straße abbogen, da schmatzten die vier Reifen über einen nassen, seifigen Rasen und schleuderten zudem das Wasser gewaltiger Pfützen hoch, die auf dem flachen Gelände wie Seen standen.

Ich mußte mit der Geschwindigkeit herunter, denn wir rutschten wie auf Glatteis. Die Ruine würde wohl kaum große Aufschlüsse geben. Ich hatte mich dazu entschlossen, erst dem Hügel einen Besuch abzustatten. Also lenkte ich den schweren Wagen in diese Richtung.

Der Hügel war noch höher als eine normale Böschung. Nur etwas länger gestreckt. An seinem Fuß hielten wir an, stiegen aus und mußten den Rest der Strecke laufen.

Der Förster ging mit. Schweigend und mit gesenktem Kopf tappte er neben uns her. Spritzer flogen hoch, wenn wir in Lachen traten. Es wehte ein etwas schärferer Wind. Am Himmel zeigten sich dicke, graue Wolken. Irgendwie wirkten sie auf mich wie die Vorboten eines drohenden Unheils, und ich fröstelte plötzlich.

Suko bemerkte es und warf mir einen fragenden Blick zu. Ich gab ihm eine Antwort. »Lupina ist gefährlich«, murmelte ich. »Sehr sogar.«

»Und nicht nur sie.«

Ich verstand die Gedankengänge meines Freundes. Er dachte an den Rest der Mordliga. Ob die Monster auch in diese Gegend kamen? Auszuschließen war es nicht. Sollte das tatsächlich zutreffen, dann sah ich schwarz. Dann konnten nicht nur wir, sondern auch die anderen Menschen in der Nähe sich auf etwas gefaßt machen.

»Hier war es«, sagte der Förster und deutete zu Boden, als wir auf der Hügelkuppe stehengeblieben waren. Die Spurensuche gestaltete sich als schwierig. Der Regen hatte alle Spuren gelöscht. Suko und ich gingen größere Kreise, die Blicke zu Boden gerichtet Nein, da war nichts. Das Gras lag fast flach auf der Erde. Dafür hatten die Wassermengen gesorgt. Ich strich durch mein Haar und hob die Schultern. Nichts deutete mehr auf Lupina hin. Es wäre auch schon mehr als ein Zufall gewesen.

Ich drehte dem Wind den Rücken zu und schaute zur Ruine hinüber. Eine Steinwurfweite und noch ein paar Yards dazu, größer war die Entfernung bis dorthin nicht.

Der Förster hatte meinen Blick bemerkt. »Dort habe ich vor dem Regen Schutz gesucht«, erklärte er.

»Sie werden trotzdem naß geworden sein. So baufällig wie das Ding da aussieht.«

»Es geht. Es gibt einige Stellen, die ziemlich trocken sind. Dort ist auch noch das Dach einigermaßen in Ordnung.«

Suko dachte ein wenig weiter. »Diese Ruine da steht ziemlich gut. Sie könnte unter Umständen ein Unterschlupf sein.«

»Wäre ein bißchen einfach.«
»Wo soll Lupina sonst hin?«
Eine gute Frage. Wie ich die Werwölfin kannte, hatte sie bestimmt schon einen Plan gefaßt. Trotzdem wollten wir uns die Ruine einmal näher anschauen. Wenn wir dort nichts fanden, wollten wir uns noch einmal im dem Werwolfturm umschauen, wo wir das Nest dieser Bestien entdeckt hatten. Abermals verzichteten wir auf den Wagen und gingen zu Fuß. Bergab war es noch rutschiger. Mason stampfte voran. Er wollte es endlich hinter sich wissen.
Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß von der alten Hausruine eine Gefahr ausging. Nicht faßbar, sondern schwammig abstrakt. Ich ließ das Gemäuer nicht aus den Augen.
Fragmente eines ehemaligen Hauses entdeckten wir. An einer Seite noch existierte so etwas wie ein Dach. Es hing schräg und wurde von zwei Mauern gehalten.
Für mich grenzte es schon an ein kleines Wunder, daß der Sturm das Dach nicht weggeblasen hatte.
Fahl war das Licht. Und auch irgendwie klar. Ein graues Dämmern, das immer mehr zunahm und bald in Dunkelheit übergehen würde.
Ich dachte an den Begriff Büchsenlicht.
Unsere Schritte klatschten über den nassen Boden. Beruhigt war ich längst nicht, auch wenn wir inzwischen die Hälfte der Strecke hinter uns und den Bentley passiert hatten.
Da peitschten Schüsse.
Es war ein trockenes, hartes Tack-tack, eine grausame Todesmelodie, die ich leider oft genug gehört hatte. Maschinenpistole, dachte ich noch, während ich mich zu Boden warf und aus den Augenwinkeln wahrnahm, wie der Förster aufschrie und die Arme hochriß, bevor er zu Boden fiel…
Erwischt!
Verdammt, es hatte den Mann erwischt. Wieder eine Garbe. Diesmal kürzer und auch nicht so gut liegend. Kugeln hieben in den Boden, schleuderten Dreck und Wassertropfen hoch. Einige streiften mein Gesicht, während ich mich wie Suko um die eigene Achse rollte, um aus dem Gefahrenbereich zu gelangen. Mein Instinkt hatte mich nicht getrogen. In der verdammten Ruine lauerte die Gefahr. Auf dem Bauch liegend kam ich zur Ruhe. Ich war natürlich wieder naß. Nur gut, daß wir regenfeste Jacken trugen. Vorsichtig hob ich den Kopf und peilte mit einem Auge über geknickte Grashalme hinweg. Aus meiner Perspektive kam mir die Ruine noch größer und auch drohender vor. Welche Gefahr und wer dort lauerte, das wußte ich nicht. Ich wußte nur, das derjenige bewaffnet war. Mit einer Maschinenpistole!
So eine Waffe ist in der Hand eines sicheren Schützen tödlich. Wenn

er weiterschoß, mußte er uns irgendwann einmal treffen. Wahrscheinlich sparte er mit Munition und war zufrieden, weil er einen von uns erwischt hatte.

Ob Barry Mason tot war, wußte ich nicht. Alles war viel zu schnell gegangen. Eins jedoch war sicher. Ich mußte ihn so rasch wie möglich aus der Gefahrenzone bringen und alles einsetzen, wozu ich in der Lage war.

Er lag links von mir. Ich konnte ihn sehen, wenn ich den Kopf drehte. Suko entdeckte ich nicht. Allerdings hatte der Chinese gemerkt, daß ich mich bewegte. In meinem Rücken vernahm ich seine Stimme.

»John, ich hole mir den Förster. Liege näher dran.«

»Okay, aber sei vorsichtig.«

»Lebensmüde bin ich nicht.«

Ich schaute wieder nach vorn und hörte nur, wie sich der Chinese bewegte. Den Geräuschen nach zu urteilen tat er es wie ein Rekrut in der Grundausbildung, ziemlich flach über dem Boden, damit er ein so kleines Ziel wie möglich bot.

Als die Geräusche verstummten, hatte er den niedergeschossenen Förster erreicht.

Schon zwei Atemzüge später hörte ich seinen Kommentar. »Der Mann lebt noch. Zwei Einschüsse, aber nicht tödlich. Ich schaffe ihn zum Bentley.«

Es war das einzige, was Suko für den Mann tun konnte. Und dann mußte er so rasch wie möglich in die Hände eines Arztes, denn wir selbst konnten für ihn kaum etwas tun. Liegenbleiben wollte ich auch nicht. Ich mußte sehen, wer dieser heimtückische Schütze war. Vorsichtig bewegte ich mich ein Stück weiter, und zwar dorthin, wo eine Kugel blinkte, die in den Boden gefahren war und mir Wasserspritzer ins Gesicht geschleudert hatte.

Ich sah das Geschoß. Es war in einem spitzen Winkel durch Wasser gebremst worden und lag nun so, daß ich es in die Hand nehmen konnte.

Mit zwei Fingern pulte ich es hervor und hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger.

Im nächsten Augenblick wurden meine Augen groß. Das Blinken, das mir vorher aufgefallen war, hatte mich wirklich nicht in die Irre geführt. Was ich zwischen den Fingern hielt, war tatsächlich eine Silberkugel!

Selten in meinem Leben war ich so überrascht worden. Der Schock verengte mir fast die Atemwege, und ich hörte mein eigenes Herz schlagen.

Jemand hatte mit einer Silberkugel-MPi geschossen! Aber wer?

Durch meinen Kopf rasten die Gedanken. Im Augenblick vergaß ich die unmittelbare Gefahr und damit auch die Tatsache, daß ich

praktisch wie auf dem Präsentierteller lag. Mich interessierte nur die Kugel. Wer schoß damit?

Hatte der unbekannte Schütze einen Grund, mit Silberkugeln zu schießen? Eine wahrlich ungewöhnliche und auch teure Munition, davon konnte ich ein Lied singen. Die Rechnungen, die vom Kloster St. Patrick an Scotland Yard gingen, waren nicht zu verachten. Denn im Kloster saß Father Ignatius und drehte die Kugeln in mühsamer Handarbeit. Und jetzt wurde ich mit den Kugeln beschossen, die auch wir immer einsetzten.

Das gab mir Rätsel auf, das verstand ich nicht. Was steckte nur dahinter? Wer verbarg sich in der verdammten Ruine? Ich drehte den Kopf und warf einen Blick über die Schulter, weil ich Suko zusehen und ihn auch informieren wollte. Der Chinese hatte sich schon zu weit mit dem Verletzten zurückgezogen, also blieb es bei meinem ursprünglichen Plan. Ich drückte meinen Körper hoch, gelangte auf die Knie und holte tief Luft. Es würde eine riskante Sache werden, die ich vorhatte, und ich startete so schnell wie ein Sprinter, um mich im Zickzacklauf der Ruine zu nähern. Meine Füße wirbelten über den Boden. Wasser spritzte hoch, ich rutschte, der Untergrund war seifig, mit den Armen ruderte ich, um mein Gleichgewicht zu behalten, und ich schaffte es tatsächlich, nicht der Länge nach hinzufallen.

Es griff mich auch niemand an. Keine Silberkugel wurde auf mich abgefeuert, der unbekannte Schütze hielt sich zurück. Alles sah sehr verlassen und still aus. Ich allerdings traute dem Frieden nicht. Ich hatte keinen weglaufen sehen, demnach mußte sich der Schütze noch in der Ruine verbergen. Da er mit Silberkugeln geschossen hatte, ging ich nicht unbedingt davon aus, es mit einem Feind zu tun zu haben. Das alles konnte sich auch um ein Mißverständnis handeln, deshalb hoffte ich, daß es sich irgendwann aufklären würde. Ich bewegte mich vorsichtig an der Außenmauer der Ruine entlang und suchte den Eingang, in dem der Förster verschwunden war, als er vor dem Unwetter Schutz gesucht hatte. Über Geröll mußte ich steigen, dann konnte ich das nahezu menschengroße Loch sehen. Dahinter war es dunkel. Lauerte dort eine Gefahr?

Mein Magen zog sich schon zusammen, als ich die Beretta aus der Halfter holte, denn ich stand vor dem Eingang wie auf dem Präsentierteller für einen im Hinterhalt lauernden Schützen.

Mein Mißtrauen war unbegründet. Unangefochten konnte ich den Eingang passieren und mich dort hinstellen, wo auch der Förster gestanden hatte und das seltsame Geschehen um Lupina beobachtet hatte.

Man hatte in der Tat einen guten Ausblick. Ich sah Suko am Bentley. Von ihm konnte ich allerdings nur die Beine erkennen, die aus dem Wagen schauten, der Oberkörper war im Wageninnern verschwunden,

als Suko sich um den Verletzten kümmerte.

Dahinter lag der Hügel. Auch von meinem Standort aus gut zu sehen. Nur was half mir das alles, wenn ich von Lupina oder Orapul nichts fand?

Wieder wurde ich an die unbekannte Person erinnert, die auf mich mit Silberkugeln geschossen hatte. Ob sie tatsächlich ein Freund war und sich ebenfalls auf der Jagd nach Lupina befand? Auszuschließen war das nicht, denn sonst hätte der Unbekannte nicht gefeuert.

Daran mußte ich denken, als ich auf das zweite Loch in der Eingangswand starrte. Es lag dem ersten schräg gegenüber, und mein Entschluß stand fest, die Deckung durch das zweite Loch zu verlassen.

Geduckt bewegte ich mich weiter, schob meinen Oberkörper hindurch, war dabei sehr vorsichtig und hatte diese Trümmerruine praktisch wieder verlassen. Es gab keinen Innenhof des Hauses, sondern mit Gras und Unkraut überwucherte Steine.

Sie lagen kreuz und quer, in einem wirren Durcheinander, die Natur hatte sie zum größten Teil überwuchert. Farne, Gras, Pflanzen und Buschwerk, hin und wieder mal ein Mauerrest, der sich noch gehalten hatte und wie ein abgebrochener Finger aus dem Grün lugte.

Von dem unbekannten Schützen entdeckte ich keine Spur. Auch keine Mündung, die hinter irgendeiner Deckung hervorschaute, einfach nichts. Mein Mißtrauen blieb trotzdem. Ich suchte nach Spuren im nassen Gras. An einigen Stellen war es niedergetrampelt.

Als ich meinen Blick nach links wandte, da wurden meine Augen plötzlich groß.

Über einen Steinberg konnte ich hinwegsehen und entdeckte einen Wagen. Es war ein dunkelgrüner Rover. Mit der Kühlerschnauze stand er entgegengesetzt zur alten Ruine. Ich schaute auf das Heck und die grünlich getönte Scheibe. Etwas lief kribbelnd über meinen Rücken. Die Gefahr war vorhanden, ich spürte sie sehr deutlich, nahm sie mit jeder Faser meines Körpers auf und bewegte mich vorsichtig näher auf den Wagen zu.

Still war es nicht. Irgendwo fielen von den Sträuchern Tropfen zu Boden, wenn die Gewächse vom Wind bewegt wurden. Ich wollte mir den Wagen näher anschauen und gelangte unangefochten bis zu ihm. Dicht daneben blieb ich stehen, bückte mich und brachte mein Gesicht bis dicht an die Scheibe, damit ich hindurchschauen konnte. Das Innere war leer. Ich entdeckte keinerlei Spuren, die auf die Fahrer oder Besitzer hinwiesen, aber ich sah etwas anderes. In der Scheibe spiegelte sich eine Bewegung in meinem Rücken. Das stellte ich trotz der schlechten Lichtverhältnisse fest.

Da kam jemand.

Genau konnte ich die Gestalt nicht erkennen. Auf jeden Fall kreiselte ich mit schußbereiter Beretta herum und starrte genau in die

Mündung einer Maschinenpistole… Wer war schneller?

Er oder ich, das war die Frage. Sollte es wie im Western ausgehen? Für einen Moment war ich wirklich versucht, es auszuprobieren, hielt mich dann jedoch zurück und starrte den Mann, der die Maschinenpistole hielt, ins Gesicht.

Er also hatte mit Silberkugeln geschossen. Irgendwie war ich ein wenig enttäuscht. Es gibt Menschen, die sind einem auf Anhieb sympathisch, andere unsympathisch.

Bei ihm war es so. Der Kerl war mir unsympathisch. Er hatte eine blasse Haut, die fahlblonden Haare zu Locken gedreht. Er war mit einem Jeansanzug bekleidet, der nasse Flecken zeigte, ein Zeichen, daß der Mann auch im Gras gelegen hatte.

Da er nichts sagte und seine Überraschung sicherlich so groß war wie die meine, beschloß ich die Unterhaltung zu beginnen.

»Sie haben also auf mich geschossen, Mister.«

»Das kann ich immer noch.«

»Sicher, nur würde ich auch schnell sein. Und schießen hat man mir beigebracht. Es würde wohl keinem von uns nützen, wenn wir jetzt aufeinander feuern würden.« Die Antwort verunsicherte ihn, denn er senkte die Mündung um eine Idee.

Mein Mißtrauen blieb. Ich mißtraute diesem Typ wirklich, obwohl seine Waffe mit Silberkugeln geladen war, aber mein Gefühl sagte mir, daß irgend etwas nicht stimmte. Die Waffe paßte nicht zu ihm. Die Maschinenpistole war ein seltenes Exemplar. Keine bei uns gebräuchliche, sondern eine tschechische Skorpion, eine sehr handliche Maschinenpistole. Mein Bluff stand natürlich auf tönernem Füßen. Er konnte mich mit einer Garbe immer schneller erwischen als ich ihn. Deshalb hoffte ich, daß er es nicht auf einen Ernstfall ankommen lassen würde.

Noch war es besser zu verhandeln, zudem wollte ich Zeit gewinnen, denn Suko würde mißtrauisch werden, wenn ich nicht zurückkam. »Was suchen Sie hier?« fragte ich.

»Das gleiche kann ich Sie fragen.«

Erst jetzt fiel mir der etwas schleppende Dialekt auf, den er sprach. So redete kein Engländer. Ich tippte auf Amerikaner.

»Ich bin Polizeibeamter.«

Er grinste geringschätzig, bevor er fragte: »Ein Bulle?«

»So kann man es auch nennen«, erwiderte ich gelassen. »Ich frage mich nur, was Sie hier suchen.«

»Das geht dich nichts an, Bulle.«

»Vielleicht Lupina oder deren Sohn Orapul?«

An dem Zucken der Haut dicht unter den Augenlidern konnte ich erkennen, daß ich ins Schwarze getroffen hatte. Also doch. Er machte ebenfalls Jagd auf die Werwölfin.

Nur - welchen Grund hatte er dafür? Was veranlaßte ihn, sich so um Lupina oder deren Sohn zu kümmern?

»Haben Sie eine Grund?«

»Ja«, sagte er mit einer monotonen Stimme. »Ich werde sie töten.«

»Nur so?« Unser Gespräch gefiel mir nicht. Es kam wenig Konkretes dabei heraus, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß mein Gegenüber auf irgendein Ereignis wartete. War er nicht allein?

Diese Möglichkeit konnte ich nicht von der Hand weisen, denn Lupina allein war schon stark. Wenn sie ihren Sohn als Unterstützung dabeihatte, wurde sie noch stärker, und als einzelner gegen beide anzukämpfen, war eine haarige Sache. Bevor ich allerdings eine Antwort erhielt, griff ein anderer ein. Ich sah ihn nicht, aber ich hörte ihn. In meinem Rücken.

»Leg ihn um, Trent!« Diese Stimme kannte ich. Sie gehörte Lady X!

***

Suko wußte, wie man mit einen Schwerverletzten umzugehen hatte. So vorsichtig und behutsam wie möglich schaffte er den Förster auf den wartenden Bentley zu. Er schleifte ihn über den Boden, vermied hastige Bewegungen, denn auch er konnte nicht erkennen, wie schwer die Verletzungen tatsächlich waren.

Immer wieder ließ der Chinese seine Blicke über den Körper des Mannes gleiten. Manchmal sah er ein Zucken im Gesicht, und er sah das Blut, das aus den beiden Schußwunden sickerte. Suko geriet ins Schwitzen. Er war froh, als er den Wagen dicht vor sich sah und die Tür öffnen konnte. Der Verletzte lag noch neben ihm. Suko mußte ihn anhieven, um ihn in den Wagen zu legen. Sehr behutsam ging er dabei zu Werke, die Tür an der Beifahrerseite zum Fond hatte er geöffnet. Aus dem Kofferraum holte Suko eine Decke. Dabei warf er auch einen Blick nach vorn und sah seinen Partner John Sinclair schon an der Ruine. Soeben tauchte er durch einen Eingang in das Gemäuer und war verschwunden. Suko nahm die Decke, breitete sie über der Sitzbank aus und kümmerte sich wieder um den verletzten Förster. Behutsam hievte er ihn in die Höhe. Nur keine falsche Bewegung, die dem Verletzten schaden konnte.

Der Chinese schaffte es, den Förster in den Fond zu legen. Er winkelte dessen Beine ein wenig an und drehte sie, so daß der Mann ganz in den Wagen paßte.

Über Funk wollte Suko einen Arzt herbeiholen und hatte vor, aus dem Wagen zu tauchen, als der Schwerverletzte die Augen aufschlug. Das geschah schnell, quasi mit einem Ruck, und sein trüber Blick richtete sich auf den Inspektor. Suko lächelte. Er hoffte, daß der andere ihn erkennen würde und nicht erschrak.

»Was - was ist geschehen?« flüsterte Mason. Er wollte sich noch

aufrichten, Suko konnte diese Bewegung nicht rechtzeitig stoppen, und er sah, wie Mason das Gesicht verzog, denn in seinem Körper explodierten jetzt die Schmerzen. Er atmete röchelnd, öffnete den Mund und begann zu stöhnen.

»Bleiben Sie um Himmels willen ruhig liegen«, sagte der Chinese besorgt. »Keine falsche Bewegung.«

»Was - was ist mit mir?«

»Man hat Sie angeschossen. Zwei Kugeln stecken in Ihrem Körper. Aber Sie schaffen es. Ich werde jetzt Hilfe holen…«

»Nein - nein…« Mason versuchte nach Suko zu greifen. »Lassen Sie mich nicht allein - bitte …«

»Ich telefoniere vom Wagen aus.«

Der Förster wollte noch etwas sagen, öffnete zwar den Mund, doch keine Laut drang mehr über seine Lippen. Er war zu schwach, um noch reagieren zu können. Suko warf ihm einen besorgten Blick zu. Er sah kaum noch Blut, deshalb ging er davon aus, daß der Förster unter Umständen innere Blutungen hatte.

Jede Sekunde, die er nun noch wartete, konnte verlorene Zeit sein. Suko öffnete auch die Beifahrertür und griff zum Telefon. Die Tür zog er dabei nicht zu.

Durch die Scheibe schaute er in die graue Dämmerung in der die Konturen der alten Ruine verschwommen und verwaschen wirkten.

Und von der Ruine hörte er die Schüsse. Jemand feuerte mit einer Maschinenpistole!

***

Lady X stand hinter mir. Und sie hatte den Befehl gegeben, mich zu töten. Mit einer Maschinenpistole, in deren Magazin Silberkugeln steckten.

Das sollte begreifen, wer wollte. Ich jedenfalls schaffte es nicht. So etwas ging in meinen Schädel nicht hinein. Da befahl eine Vampirin ihrem Komplizen, einen Todfeind mit Silberkugeln vom Leben zum Tode zu befördern. Das muß man sich mal vorstellen! Eine Blutsaugerin, die selbst eine Heidenangst vor Silberkugeln hatte. Ich kam da nicht mit. Welches Spiel hier getrieben wurde, durchschaute ich nicht.

Und noch eine Überraschung wartete auf mich. Der Kerl vor mir schoß nicht sofort, er wollte die Situation noch auskosten, das bewies er mir, indem er die Lippen zurückzog und seine Zähne zeigte.

Mich interessierten nur zwei. Es waren spitze Vampirzähne, die rechts und links aus seinem Oberkiefer ragten. Also stand vor mir ebenfalls ein Blutsauger.

Und er trug die mit Silberkugeln geladene Waffe bei sich! Für mich ging plötzlich die Welt unter. Das konnte begreifen, wer wollte, ich

auf keinen Fall, denn mir war in meiner Laufbahn schon verdammt viel untergekommen und passiert, so etwas noch nicht.

»Na los, worauf wartest du? Schieß den Bastard zusammen!«

Lady X hatte das letzte Wort noch nicht richtig ausgesprochen, als ich auch schon handelte. Jetzt noch zu zögern wäre reiner Selbstmord gewesen. Ich hechtete nach rechts und lag noch in der Luft, als ich bereits den Stecher meiner Beretta durchzog und feuerte. Dabei hoffte ich, den Blutsauger mit einem Schnappschuß zu erwischen.

Aber auch er bewegte sich. Meine Kugel fehlte, und vor der Mündung seiner Waffe blitzte es auf. Ich sah kleine Explosionen, hatte plötzlich eine Heidenangst, schlug auf den Boden, überrollte mich, hörte das Klatschen der Kugeln, wie sie in die Erde hieben, und dachte mit Schrecken an Lady X, die ja ebenfalls immer mit einer geladenen Maschinenpistole durch die Gegend rannte. Wenn ich in ein Kreuzfeuer geriet, konnte ich einpacken. Mein Sprung war mit aller Kraft ausgeführt worden. Ich rutschte über das regennasse Gras wie auf einer Seifenlauge weiter, hörte ein hartes Tackern und feuerte in die Richtung, in der ich Lady X vermutete.

Es wäre reiner Zufall gewesen, wenn ich sie getroffen hätte. Soviel Glück war mir nicht vergönnt, ich konnte froh sein, daß ich hinter einem flachen Mauerrest Deckung fand, wo ich einigermaßen vor den Salven sicher war. Wieder hackte eine Garbe.

Wahrscheinlich ein Querschläger, der an meinen Nacken entlangschrammte.

Ich zuckte zusammen, spürte den Schmerz, konnte mich darum nicht kümmern, sondern zog meine Beine an, damit ich mit dem gesamten Körper hinter der provisorischen Deckung lag und vor den nächsten Kugeln einigermaßen geschützt war. Das Schießen hatte aufgehört. Mein Herz schlug ungemein schnell und laut. Erst jetzt kam der Schock, und ich stellte fest, daß ich verdammt viel Glück gehabt hatte. Sogar meine Hände zitterten, so daß ich Sekunden brauchte, um mich wieder zu fangen.

Ein paarmal atmete ich tief durch. Auf meiner Stirn vermischte sich der Schweiß mit dem Regenwasser. Geschossen wurde nicht mehr, dafür hörte ich Schritte, meine Gegner suchten nach einer anderen Taktik. An den Schritten erkannte ich, daß sie versuchten, mich in die Zange zu nehmen. Links und rechts vor mir hörte ich sie, und meine Haut auf dem Rücken zog sich zusammen. Vampire hassen das Kreuz!

Ich aber trug eins bei mir. Ein besonderes Kreuz, von den Erzengeln geweiht und mit ihren Zeichen versehen. Es war die stärkste Dämonenwaffe, die ich besaß, und ich war fest entschlossen, sie gnadenlos gegen die Blutsauger einzusetzen, sollten diese sich in meine Nähe wagen. Vorerst ließen sie sich nicht blicken. Ich riskierte es, meinen Kopf zu heben und über die Deckung hinwegzuschauen.

Nein, ich sah sie nicht.
Zudem war das Licht verdammt schlecht geworden, die Dunkelheit hatte immer mehr zugenommen. Allerdings bemerkte ich, wie sich an bestimmten Stellen Zweige bewegten, nicht vom Wind, das sah anders aus, aber es war mir zu riskant, noch einen Schuß abzufeuern, denn meine Deckung würde einen konzentrierten Gegenangriff von zwei Seiten wohl kaum aushalten.
Deshalb suchte ich mir einen anderen Standort. Ich zog mich langsam zurück.
Dabei glitt ich über den Boden, behielt den Kopf weiterhin oben, um zu sehen, ob sich etwas tat. Mein Kreuz hing jetzt vor der Brust. Ein heller, blitzender Fleck in der Dunkelheit, der mir irgendwie Sicherheit und Vertrauen gab. Zudem rechnete ich mit Suko, mußte allerdings zugeben, daß ihm eine Entscheidung nicht leichtfallen würde, denn er hatte sich um einen Verletzten zu kümmern. So richtete ich mich darauf ein, allein gegen zwei Vampire zu kämpfen. Wovon einer eine Frau war, die mich bis aufs Blut haßte, denn durch einen für sie unglücklichen Zufall war sie zu dem Vampir geworden, der ich eigentlich hätte werden sollen. Jetzt, wo die Spannung ein wenig abgeflacht war, spürte ich wieder den Schmerz. Ich tastete zum Hals und stellte fest, daß die Kugel eine Furche gerissen hatte. Das Blut rann daraus hervor und lief mir so tief in den Nacken, bis es vom Hemdkragen aufgesaugt wurde. Stellungswechsel!
Den mußte ich vornehmen und orientierte mich zurück, wo man mit Mühe noch Fragmente einer ehemaligen Mauer erkennen konnte. Da war ich unter Umständen sicherer. Während ich mich bewegte, hielt ich den Kopf nie still. Immer wieder schaute ich nach links und rechts, ich mußte irgendwie herausfinden, wo meine Gegner steckten. Für einen Moment hielt ich inne, da ich mir im klaren war, daß es nicht viel half, wenn ich mein Kreuz weiterhin nur um den Hals hängen hatte. Deshalb nahm ich es in die Hand. In der Rechten hielt ich die Beretta, die Finger der Linken umklammerten das Kreuz.
Es war wirklich Intuition gewesen, daß ich das Kreuz mit der Kette über den Kopf gestreift hatte, denn Sekunden später mußte ich es einsetzen, als es zu einer Eskalation kam. Lady X hatte es geschafft, sich anzuschleichen. Sie konnte sich fast lautlos bewegen, zudem trug sie dunkle Kleidung, so daß sie fast mit der Dunkelheit verschmolz und kaum zu erkennen war. Und sie hatte es geschafft, bis dicht in meine Nähe zu kommen.
Mein Instinkt warnte mich nicht. Ein Instinkt, der sich während meiner unzähligen Abenteuer immer mehr entwickelt hatte.
Als ich den Kopf wieder nach links drehte, sah ich die Gestalt.
Sie wirkte wie ein Schatten, der sich vor dem dunklen Hintergrund abhob und immer größer wurde. Dann kreiselte der Schatten herum,

schwenkte die Waffe, und richtete die Mündung nach unten, um die Kugel in meinen Körper zu jagen.
Es war Lady X, die eine endgültige Endscheidung wollte. Die Zeit, meinen rechten Arm herumzubringen und auf die Vampirin zu zielen, blieb mir nicht mehr, sie wäre schneller gewesen, aber ich hatte noch das Kreuz, und das schleuderte ich der Blutsaugerin gedankenschnell entgegen…

***

Suko schien auf dem Sitz einzufrieren, als er die Schüsse vernahm. John konnte nicht gefeuert haben, denn er schleppte keine Maschinenpistole mit sich herum. Demnach kam dafür nur die Gegenseite in Frage. Das war schlimm.
Suko hatte plötzlich Angst um seinen Freund, er dachte allerdings auch an den Verletzten, der dringend ärztliche Hilfe brauchte, und mußte sich nun in Sekunden entscheiden, wie es weitergehen sollte.
Suko faßte einen Entschluß. Er drückte die Tür zu, rutschte auf den Fahrersitz und startete.
Schnell durfte er auf keinen Fall fahren, aber mit dem Wagen war er immer schneller als zu Fuß.
Der Chinese hörte das Stöhnen des verletzten Försters. Er biß die Zähne zusammen, schaltete das Licht ein und schaute den hellen Speeren nach, die schon fast das zerstörte Gemäuer erreicht hatten.
Er blendete auf. Aus den hellen Balken wurden strahlende Streifen, die breit und genau ihr Ziel trafen.
Nicht nur die Ruine wurde getroffen, auch die Gestalt, die vor ihr erschien und für einen Moment die Arme hochriß, weil sie so überrascht war.
Suko erkannte einen Mann in einem hellen Anzug. Die MPi, die er in der Hand hielt, gefiel Suko weniger. Der Mann huschte blitzschnell aus dem Lichtschein. Zwei Sekunden später hatte der Chinese Ruhe. Dann erfolgte die Reaktion des anderen.
Kaum zu hören war der Motor des Bentley. Deshalb vernahm Suko die Schüsse um so deutlicher. Er sah die Kugeln nicht, aber das Geräusch, mit dem sie in das Autodach einschlugen, war bekannt genug.
Sofort stoppte der Chinese, löschte das Licht, dachte auch an den Verletzten, hörte ein Splittern, wußte, daß ein Scheinwerfer zu Bruch gegangen war, und ließ sich aus dem Fahrzeug fallen.
Weich landete er auf dem nassen, nachgiebigen Boden, überrollte sich und zog noch in der Bewegung seine mit Silberkugeln geladene Beretta.
Suko erwartete eine weitere Garbe, die jedoch bleib aus. Auch konnte er nichts mehr erkennen, die Ruine war zu weit von ihm entfernt und

wurde von der Nacht verschluckt. Vor Zorn knirschte der Chinese mit den Zähnen. Die andere Seite hatte ihn nicht mehr dazu kommen lassen, den Arzt zu alarmieren. Er dachte an den Schwerverletzten und daran, daß er ihn im Wagen hatte zurücklassen müssen. Das gleiche Problem wie Suko hatte sein Gegner ebenfalls. Auch er würde den Chinesen kaum erkennen können, wenn er sich der Ruine näherte.

Suko vertraute auf sein Glück. Dabei reagierte er geschickt und lief im Zickzack auf die Ruine zu.

Seine Füße schleiften durch das Gras.

Die dabei entstehenden Geräusche gefielen ihm überhaupt nicht.

Und wieder wurde geschossen.

Das harte Tack-tack war dem Chinesen nicht mehr unbekannt. Er warf sich zu Boden, hechtete noch weiter, aber die Einschläge der Garbe blieben aus. Der Inspektor schaltete schnell. Nicht der Kerl im hellen Anzug hatte geschossen, sondern jemand anderer. Und der mußte sich irgendwo in der alten Ruine versteckt halten, für Suko gab es keine andere Möglichkeit. Er huschte hoch, war wie ein Schatten und jagte in Schlangenlinien auf das Gemäuer zu, um seinen Gegner zu überraschen und zu stellen.

Überrascht wurde er allerdings. Genau in dem Augenblick, als Suko gegen eine überwucherte Wand prallte, hörte er die Stimme der Vampirin Lady X…

***

Das Kreuz mußte treffen.

Ich zitterte und hoffte, daß es geschah, doch ich hatte die Reaktion der Vampirin unterschätzt. Sie schoß nicht, nein, das wäre tödlich gewesen, denn das Kreuz war so wuchtig geworfen worden, daß es sie vorher noch erwischt hätte. Es konnte sie überhaupt nicht verfehlen. Doch sie griff zu einem anderen Trick und hatte dabei noch das Glück der Hölle.

Blitzschnell bewegte sie ihre Maschinenpistole, traf mit dem Lauf das geweihte Kreuz und schleuderte es wuchtig zur Seite, so daß es ins Gras fiel und liegenblieb. Meine Aktion hatte selbst die Blutsaugerin aus dem Konzept gebracht. Sie mußte sich erst wieder fangen und besinnen, was natürlich Zeit in Anspruch nahm.

Ich hatte meine Chance, die ich eiskalt ausnutzte. Wuchtig stieß ich mich vom Boden ab und prallte gegen sie. Die linke Hand hatte ich vorgestreckt, riß die Scott damit um und hoffte, daß sie auf das Kreuz fallen würde, doch sie drehte ihren geschmeidigen Körper in der Luft und prallte an der anderen Seite zu Boden.

Nicht weiter tragisch, ich hatte noch die Beretta. Als ich schießen wollte, traf mich der Tritt. Glück, Zufall oder Können, das wußte ich nicht zu beurteilen, jedenfalls spürte ich ihn direkt unter meinem

Gelenk, und es war in der Tat ein harter Schlag, der meine Hand traf.

Der Arm wurde zur Seite geschleudert. Mit dem Gelenk prallte ich sogar noch gegen einen Stein und hatte Mühe, meine Beretta überhaupt festzuhalten.

Bis ich mich wieder fangen konnte, hatte Lady X ihrerseits ihre Chance ergriffen und war in die Dunkelheit getaucht wie ein Schatten. Wären die Lichtverhältnisse besser gewesen, hätte ich sie gestoppt, so aber mußte ich ins Leere schießen, denn ein Ziel sah ich nicht. Dafür bemerkte ich das Licht.

Es waren zwei gelbe Streifen, die helle Tunnels in die Dunkelheit stachen.

Scheinwerfer!

Lange blieb das Licht nicht, denn ich hörte Schüsse. Es war das harte Belfern einer Maschinenpistole, das Licht verlöschte, und einen Atemzug später hörte ich die Scott hinter mir schreien. »Weg von hier!«

Dieser Befehl wurde sofort ausgeführt. Hastige Schritte erklangen dumpf auf dem weichen Boden, hinter mir klirrte der Lauf einer Maschinenpistole, als er mit einem Stein kollidierte, und noch eine Schußgarbe hackte durch die Dunkelheit. Die Kugeln lagen gar nicht mal so schlecht. Sie trieben mich wenigstens in die Knie.

Dumpf erklang das Geräusch, das entsteht, wenn eine Autotür ins Schloß fällt. In der nächsten Sekunde mahlte ein Anlasser.

Ich ließ alle Vorsicht fahren und rannte so schnell es ging meinem neuen Ziel entgegen.

Das unbekannte Gelände, mit Stolperfallen übersät, wurde mir zum Verhängnis. Die Hälfte der Strecke hatte ich nicht einmal geschafft, als der Wagen schon längst weg war. Er fuhr ohne Licht, es hatte auch keinen Sinn, hinter ihm herzuschießen, das wäre Munitionsverschwendung gewesen. Und mit dem Bentley die Verfolgung aufzunehmen? Nein, das konnte ich nicht riskieren. Schließlich lag in unserem Wagen ein Schwerverletzter. Lady X und ihr Begleiter namens Trent waren erst einmal entkommen, so schlimm diese Tatsache auch wahr, ich hatte mich damit abzufinden.

Ziemlich sauer drehte ich mich um und hörte schon Sukos Stimme. Der Chinese rief nach mir. »Hier bin ich. Warte, ich komme!«

Ich nahm die gleiche Strecke wie auf dem Hinweg, lief unter dem noch bestehenden Dach entlang und trat durch die Öffnung, die einmal eine Tür gewesen war.

Suko erwartete mich mit schußbereiter Waffe.

»Die kannst du wegstecken«, sagte ich und deutete auf die Pistole in seiner Rechten. »Sie sind entwischt.«

Der Chinese nickte. »Das habe ich mir gedacht.«

Ich wechselte das Thema. »Was ist mit dem Förster?«

Suko hob die Schultern. »Er lebt…«
»Mehr auch nicht, wie?«
»So ungefähr. Ich bin kein Arzt, aber ich meine, daß es für ihn nicht gut aussieht. Ich war dabei, über Funk eine Ambulanz anzurufen, als ich die Schüsse hörte. Und dann hat jemand auf den Bentley gefeuert. Ein Kerl im hellen Anzug.«
»Das war ein Vampir.«
»Und Lady X?«
»Ja, sie ist auch dabei. Ein tolles Duo, kann ich dir sagen.« Mehr erzählte ich vorläufig nicht. Wir hatten es eilig, wieder zu unserem Wagen zu kommen, da wir uns um Barry Mason kümmern mußten.
Im Schein der Innenbeleuchtung erkannte ich, daß er nicht bei Bewußtsein war. Sein Atem ging flach und unregelmäßig. Zorn stieg in mir hoch. Wenn er uns unter den Händen wegsterben würde, dann…
Ich dachte nicht mehr weiter, denn Sukos Stimme lenkte mich ab, als er per Autotelefon einen Notarztwagen rief. Er machte es sehr dringend, das war genau in unserem Sinne. Für Barry Mason konnten wir nichts mehr tun, sondern nur hoffen, daß alles glattging.
Ich schaute mir, als Suko den Hörer eingehängt hatte, die Frontpartie des Wagens an.
Auf dem Boden lagen zahlreiche Splitter. Sie blinkten selbst in der Dunkelheit. Als ich mich bückte, konnte ich feststellen, daß der rechte Scheinwerfer hin war. Regelrecht weggepustet von der Garbe. Das starke Blech hatte auch noch einiges abgekriegt, wie durch ein Wunder allerdings war der Reifen verschont geblieben. Fahren konnten wir, wenn auch ohne Beleuchtung. Trotzdem saßen wir hier fest. Mit einem Verletzten auf der Rückbank war es unmöglich, die Verfolgung des Rover aufzunehmen. Mich störte es nicht einmal sonderlich, denn ich hatte das Gefühl, daß unsere Gegner nicht weit fahren würden, weil sich der gesamte Fall auf diese nördliche Ecke der Riesenstadt London konzentrierte.
Hier würde irgendwann auch Lupina erscheinen. Dessen war ich mir sicher.
Und hoffentlich brachte sie ihren Sohn mit. Eine Großfahndung anzukurbeln, hatte keinen Sinn. Wären es normale Gangster gewesen, okay, aber eine Großfahndung auf zwei Vampire zu veranstalten, hätte für die daran teilnehmenden Beamten äußerste Lebensgefahr bedeutet. Es war besser, wenn wir unsere Gegner allein jagten. Allerdings waren uns im Augenblick die Hände gebunden, wir mußten warten, bis der Rettungswagen eintraf. Suko kümmerte sich um den Verletzten, wischte ihm hin und wieder den Schweiß von der Stirn und ließ den Förster keine Sekunde aus den Augen. Dessen Lippen zitterten, die Haut auf seinem Gesicht zuckte mehrmals, und Suko sah

ihm an, daß er litt.

Da wir noch Zeit hatten, telefonierte ich mit meinem Chef, Sir James Powell. Es war immer gut, ihn auf dem laufenden zu halten, denn wenn übergeordnete Entscheidungen getroffen werden mußten, und das ging oft blitzschnell, mußte Sir James über die Voraussetzungen Bescheid wissen. Er befand sich noch im Büro, seit er wußte, daß der Fall mit dem MonsterClub noch weiterlief.

In Stichworten informierte ich ihn. Auch er zeigte sich überrascht, daß ein Vampir mit Silberkugeln um sich schoß und daß Lupina einen Sohn hatte.

Geahnt hatte er es natürlich, wie wir auch, nur erhielt er von mir jetzt die direkte Bestätigung. Und er sagte: »Sie wissen ja, John, jeder Werwolf ist einer zuviel.«

»Ich habe verstanden, Sir.«

»Und wie geht es Ihnen persönlich?«

Ich hatte gewußt, daß die Frage kommen würde, und mir auch schon eine Antwort zurechtgelegt. »Jeder Mensch macht mal Krisen durch. Auch mir ergeht es nicht anders. Ich habe mich wieder gefangen.«

»Damit hatte ich gerechnet.«

»Und wo kann ich Sie erreichen, Sir, wenn sich Dinge ereignen, die…«

Der Superintendent unterbrach mich. »Ich muß in den Club, John. Die Nummer haben Sie ja.«

»Natürlich, Sir.« Damit hängte ich ein.

Suko blickte mich über die Rückenlehne der Vordersitze hinweg an. »Was sagt der Alte?«

»Er kann sich auch keinen Reim auf die Geschichte machen.«

»Es ist auch verdammt schwer. Ein Vampir, der mit Silberkugeln schießt. Wo haben wir das schon mal erlebt?«

»Noch nie.« Und da hatte ich nicht gelogen. Mir spukte noch eine andere Vermutung im Kopf herum, über die ich mit Suko reden wollte.

»Lupina befindet sich in der Nähe, Lady X ebenfalls. Hat Solo Morasso zum großen Halali auf uns geblasen, oder weshalb hat er seine Diener zu uns geschickt?«

»Da bin ich überfragt.«

Ich verzog den Mund zu einem Lächeln. »Stell dir Lupina doch mal vor, Suko. Sie war schon immer ein wenig eigenwillig. Irgendwie paßte sie nicht in das Schema der Mordliga. Ich erinnere dich nur an den Fall in Sibirien. Da wollte sie auch ihren eigenen Weg gehen. Und hier sieht es mir ganz danach aus, als habe sie etwas Ähnliches vor.«

»Was sich Morasso natürlich nicht gefallen lassen wird.«

»Genau. Er hat zu viele Mitglieder seiner Mordliga verloren, und er wird alles dransetzen, um die restlichen zu behalten, und zweitens

wird er nicht wollen, daß er Konkurrenz bekommt. Mit anderen Worten: Er kann es sich gar nicht leisten, daß Lupina einen eigenen Weg geht, und er wird deshalb dafür sorgen, da sie diesen Weg nie einschlagen kann. Deshalb hat er Lady X geschickt.«

»Mit einem Mordauftrag«, ergänzte Suko.

»Und mit einem Helfer, der eine mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole trägt. Paßt doch - oder?«

Da gab Suko mir recht. Auch wenn er die Theorie als ein wenig gewagt empfand.

Ich war anderer Meinung und sagte halblaut: »Wenn ich nur wüßte, was Lupina jetzt noch alles vorhat!«

»Sie wird sich mit ihrem Sohn zusammentun.«

»Klar. Und dann?«

Da war der Chinese ebenso ratlos wie ich. Wir mußten die Ereignisse eben auf uns zukommen lassen. Ich schaute auf die Uhr. Es wurde immer später, und noch immer war kein Notarztwagen da.

Dafür geschah etwas anderes. Da die Wagentüren offenstanden, konnten wir genau hören, was draußen vor sich ging. Und gemeinsam vernahmen wir aus der Ferne das schaurige Heulen. Es schwang wie eine unheilvolle Warnung weit über das flache Land und trieb uns eine Gänsehaut über den Körper. Lupina war in der Nähe. Und sie hielt sich anscheinend für stark genug, dies unter Beweis zu stellen…

***

Noch jemand hörte das Heulen.

Lady X und Tonio Trent. Sie fuhren zwar in ihrem Rover, doch sie hatten zwei Seitenscheiben nach unten gekurbelt. Als das schaurige Geräusch aufklang drückte Trent das Bremspedal in Richtung Wagenboden. Der Rover stand. Stille umgab die beiden Vampire. Sie sagten vorerst nichts, sie schauten sich nur an und lauerten darauf, daß sich das Geheul wiederholen würde.

Es blieb ruhig. Einmal hatte gereicht. Lupina verkündete damit, daß sie ihr Ziel erreicht hatte. Beide Vampire verstanden die Bedeutung dieses Lautes sehr wohl.

»Sie hat ihn!« flüsterte Lady X. »Verdammt, sie hat ihn.«

»Und?«

»Damit sind sie zu zweit und außerdem doppelt so stark, du Idiot.«

»Wieso? Wir sind auch zu zweit.«

Lady X lachte gallenbitter. »Ich glaube, du hast noch nicht begriffen, gegen wen es da geht. Lupina ist brandgefährlich, sonst wäre sie nicht zu einem Mitglied der Mordliga geworden. Das kannst du dir immer vor Augen halten. Sie nennt sich selbst die Königin der Wölfe, und das nicht ohne Grund. Ihren Sohn hat sie wahrscheinlich gefunden, und wenn sie sich mit ihm zusammenschließt, worauf ja alles hindeutet,

wird sie es auch schaffen, die übrigen Werwölfe um sich zu scharen und ihrem Kommando zu unterstellen. So sieht es aus.«

»Noch ist es nicht soweit«, erwiderte der männliche Vampir.

»Wenn wir uns nicht beeilen, kann es leicht so werden. Das mußt du begreifen.«

»Hast du dir die Richtung gemerkt, aus der das Heulen kam?« wollte Trent wissen.

»Nein.«

»Das ist natürlich schlecht. So werden wir sie nie finden.«

»Reg dich wieder ab. Das Heulen kann von überall gekommen sein. Es ist zu schwer, das herauszufinden.«

»Wie du meinst.«

Lady X stieß ihren Artgenossen an. »Fahr weiter. Einfach so. Wir treffen bestimmt auf sie.«

Trent zeigte seine Vampirzähne. »Da bin ich mir nicht einmal so sicher.«

»Aber ich. Fahr los!«

Der Blutsauger gab wieder Gas. »Und was machen wir am Tag, wenn die Sonne scheint?«

Lady X lachte kalt. »Die Sonne kann mir nichts anhaben. Ich habe mich daran gewöhnt. Solltest du jedoch ein Vampir der alten Art sein, versteck dich im Kofferraum.«

»Das werde ich auch.«

»Dann kannst du nur hoffen, daß wir Lupina bis zum Sonnenaufgang gefunden haben. Und ihren Sohn ebenfalls«

»Das müßte zu schaffen sein.«

Die Scott erwiderte auf diese optimistische Antwort nichts. Sie hatte so ihre Bedenken, denn sie brauchte sich nur zu erinnern, daß es ihr wieder einmal - und dies trotz Unterstützung - nicht gelungen war, ihren Erzfeind John Sinclair auszuschalten.

Sinclair war ein verdammter Spürhund. Wenn der einmal Blut geleckt hatte, würde er so schnell nicht mehr aufgeben. Das hieß im Klartext: Auch er würde die Spur zu Lupina finden.

Wenn die Werwölfin, ihr Sohn sowie Sinclair und Suko aneinandergerieten, konnten Lady X und Trent vielleicht die lachenden Dritten sein. Daran mußte die Scott denken.

»Was ist?« fragte Trent.

»Nichts, ich überlege nur.«

»Und was?«

»Es sind Überlegungen, denen du sowieso nicht folgen kannst. Also halte lieber dein Maul und fahr weiter.«

Der Blick, den Tonio Trent seiner dämonischen Begleiterin zuwarf, steckte voller Haß. Tun konnte er jedoch nichts. Beide waren auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen. Da hatte Dr. Tod in der

Tat einen raffinierten Schachzug eingefädelt, denn nicht Lady X sollte die lachende Dritte sein, sondern er allein…

***

Er war in der Nähe, das fühlte sie genau! Strömungen, nicht sichtbar, nicht meßbar, schwangen über eine ziemlich große Entfernung zwischen ihnen hin und her und vermittelten das, was Lupina empfand. Er wollte zurück. Zurück zu seiner Mutter!

Alles war vorbereitet gewesen. Seine Diener standen ihm schon zur Seite, doch da waren Sinclair und dieser verfluchte Chinese aufgetaucht, die alles zunichte machten. Das hatte Lupina nicht vergessen. Sie würde Orapul oder Schwarzwolf, wie sie ihn auch früher genannt hatte, gegen Sinclair und seine Freunde hetzen. Gemeinsam mußte es ihnen gelingen, ihn zu besiegen, wenn sie das schaffte, konnte sie Dr. Tod vernichten. Sicherlich würden ihr zahlreiche Dämonen zur Seite stehen und ihr anschließend gern die Führung über die Mordliga überlassen.

Leider war es keine mondhelle Nacht. Der Himmel war mit Wolken bedeckt. Nur hin und wieder konnte sie die dreiviertel volle Scheibe des Mondes sehen, die jedoch schnell wieder verschwunden war, wenn der Wind Wolken vor den Erdtrabanten schob.

Sie hatte auf geistiger Ebene längst Kontakt zu ihrem Sohn, und sie hatten auch einen Treffpunkt vereinbart. Er lag dicht an einem kleinen Baggersee, an dessen Ufern sich dunkler Lehm auftürmte. Der weitere Abbau hatte sich nicht mehr gelohnt. Der Krater war geblieben, hatte sich mit Wasser gefüllt, und niemand kümmerte sich um das Loch im Gelände. Zudem war der See sehr tief. Mütter verboten ihren Kindern, dort zu spielen, das Wasser sah aus wie dunkelgraue Anthrazitkohle und war zumeist glatt wie ein Spiegel.

Wenn tagsüber sich nur wenige Menschen an den Baggersee verirrten, des Nachts kam niemand. Da lagen der See und die Ufer in absoluter Ruhe. Höchstens Hasen oder Füchse verirrten sich mal, oder es flogen Rebhühner über die dunkle Fläche. Lupina hatte es nicht mehr weit.

Obwohl sie so schwerfällig wirkte, schritt sie doch leicht und geschmeidig dahin. Sie hatte sich wieder verwandelt, ihr Haar glänzte golden, und nach wie vor stand der kalte Ausdruck in ihren Augen.

Sie nahm die Ausstrahlung ihres Sohnes in sich auf, und sie spürte, wie die Schwingungen stärker wurden. Ein Zeichen, daß Mutter und Sohn nicht mehr weit voneinander entfernt waren.

Vor Solo Morasso war Lupina eine Zeitlang mit ihrem Sohn zusammengewesen. Sie hatten die Wälder durchstreift und waren so manches Mal auf Beutezug gegangen. Lupina hatte Orapul alles gelehrt, was er brauchte, auch die Jagd auf Menschen.

Orapul war gewachsen. Von Tag zu Tag wurde er kräftiger. Er lernte das wilde, dämonische Leben kennen, und er fragte auch nach seinem Vater.

Darüber hatte Lupina zuvor nie mit ihm gesprochen. Dieses Thema war von ihr bewußt nicht angeschnitten worden. Natürlich kamen die Fragen, und nun konnte sie nicht mehr mit dem Geheimnis über den Berg halten. Sie mußte berichten, wer Orapuls Vater war.

Den Schwarzwolf schockte es nicht, einen Menschen hätte es vielleicht geschockt, wenn er den Namen erfahren hätte. Der Vater war Fenris, der legendäre Götterwolf! Immer wieder war er auf die Erde gekommen, und er war bei einem seiner Besuche auch auf Lupina gestoßen. Sie hatten nur Stunden miteinander verbracht. Lupina, die Werwölfin, war von der Kraft des legendären Fenris fasziniert worden und hatte sich ihm hingegeben. Aus dieser Verbindung war der Schwarzwolf Orapul entstanden.

Als er hörte, daß Fenris sein Vater war, konnte Lupina ihn nicht mehr halten. Orapul wollte ihn kennenlernen, und Lupina ließ ihn ziehen, um weiterhin allein durch die Welt zu streifen. Sie traf auf die Mordliga, wurde ihr Mitglied und versuchte, die Werwölfe der Welt zu vereinigen. Ihren Sohn jedoch hatte sie nie aus dem dämonischen Gedächtnis verloren. Oft genug erinnerte sie sich an ihn. Sie wußte, daß er eines Tages zurückkehren würde, denn Fenris konnte ihn nicht immer halten. Er war ein zu großer Egoist und nur mit seiner eigenen Macht beschäftigt. In Irland wollte er zuschlagen, um einem großen Plan zum Erfolg zu verhelfen. Der Geisterjäger John Sinclair jedoch vereitelte diesen Plan, so daß Fenris eine Niederlage hinnehmen mußte.

Was die Götter mit ihm angestellt hatten, wußte Lupina nicht, auf jeden Fall wollte ihr Sohn nicht mehr bei seinem Vater bleiben.

Er kam zurück auf die Erde und suchte seine Mutter. Gefunden hatten sie sich noch nicht, aber sie näherten sich dem gedanklich ausgemachten Treffpunkt. Als Lupina den Baggersee sah und sich nur noch wenige Yards von dem steilen Abgang entfernt befand, der hinunter zum Ufer führte, blieb sie stehen.

Soeben kroch der Mond wieder hinter einer dicken Wolke hervor. Die Werwölfin konnte sich in seinem Licht baden, sie fühlte die Kraft, die von dem gelb schimmernden Erdtrabanten ausging, und saugte sie mit jeder Faser ihres Körpers auf. Das Mondlicht legte einen feinen Schleier auf das menschliche Gesicht der Frau, der wie eine leichte Gardine wirkte. Dann öffnete sie ihren Mund, zeigte ihr scharfes Gebiß und stieß ein wildes, gleichzeitig schaurig klingendes Heulen aus, das weit über den See hallte und sich irgendwo in der Ferne verlor. Es war der Lockruf für ihren Sohn. Falls sich Orapul in der Nähe befand, dann würde er antworten. Der Heulton war verebbt.

Eine Reaktion erfolgte nicht. Enttäuschung breitete sich in Lupina aus.
Dann, als sie schon weitergehen wollte, war es plötzlich da. Das zittrige, dumpfe Jaulen, das immer mehr anschwoll, ähnlich einer Sirene, und dann zu einem schauerlichen Heulen wurde, das die Luft erzittern ließ. Es klang so, als würde es nie abreißen, und Lupina, in deren Ohren das Heulen widerhallte, richtete sich auf, als hätte ihr ein unbekannter Spender Kraft gegeben, so daß ihre Pupillen plötzlich wie zwei kalte Sterne leuchteten.
»Orapul…!« brüllte sie in dieses Heulen hinein, wobei ihre Stimme dumpf klang und sich sogar noch überschlug. »Orapul …!«
Sie schüttelte sich, ihr Fell begann zu vibrieren, dabei hob sie die Pranken und spreizte sie ab, so daß sie fast wie ein übergroßes dunkles Kreuz aussah, das sich deutlich vom Boden abhob.
Sie hatte ihn gefunden. Endlich!
Noch immer schwebte der Ton in der Luft. Lang anhaltend, klagend, gleichzeitig nach Stärke und Macht klingend, dazu fordernd und kampfbereit.
Ja, so wollte Lupina es haben. So und nicht anders. Sie und ihr Sohn wollten kämpfen, wollten alles niederwalzen, was sich ihnen in den Weg stellte, und eine gewaltige Allianz der Werwölfe schaffen, die einmalig war auf der Welt. Viele Schritte hatte sie unternommen, um zu ihrem Ziel zu gelangen, jetzt brauchte sie nur noch einen kleinen zu tun, dann hatte sie es erreicht. Er war da! Ganz in der Nähe.
Noch einmal durchfuhr sie ein regelrechter Kraftstrom, dann lief sie vor, erreichte den Rand der Klippe und blieb dort stehen, um in die Tiefe zu schauen.
Wie ein großes schwarzes Viereck lag der unheimlich wirkende See unter ihr. Der Wind fiel nicht so stark in diesen alten Steinbruch hinein, deshalb war die Oberfläche auch fast ruhig und erinnerte an einen matt glänzenden Lack.
Lupinas Blick glitt an den schmalen Uferrändern entlang, bis weit nach rechts, wo sich das Gelände zu einer mit Schotter belegten Straße hin öffnete. Und dort sah sie ihn. Orapul, ihren Sohn!
Er hockte auf den Hinterpfoten, bewegte seinen Kopf, und da der Wind die Wolken vom Mond wegtrieb, so daß er fast hinter dem Schwarzwolf stand, wirkte dieser wie ein herrlicher Scherenschnitt.
Noch stärker und kräftiger leuchteten Lupinas Augen. Sie schüttelte ihr Fell, das sich bewegte wie eine schwarzgraue Woge, und war im nächsten Augenblick nicht mehr zu halten. Über die Klippe sprang sie hinweg. Mit den Läufen schlug sie Lehm und Dreck hoch und rutschte über den nassen, glatten Hang nach unten, ihrem Ziel entgegen. Er wartete, und sie wollte ihn nicht enttäuschen. Ein Mensch hätte sich bestimmt mehrmals überschlagen, nicht so Lupina. Sie hielt sich prächtig, fand immer wieder Halt und hatte schließlich unangefochten

den schmalen Uferstreifen dicht am Baggersee erreicht.

Dort blieb sie stehen, drehte den Kopf hin und her, schüttelte dabei ihr langes Haar aus. Wassertropfen und einige Lehmklumpen flogen jetzt davon.

Sie hatte nur Augen für ihn - für ihren Sohn! Und Orapul enttäuschte sie nicht.

Auch er hatte Sehnsucht nach seiner Mutter. Er richtete seinen großen Körper auf, der gewaltige Kopf bewegte sich von einer Seite zur anderen, dann stieß er sich mit den Hinterpfoten ab und hetzte mit langen Sprüngen auf seine Mutter zu. Auch Lupina blieb nicht auf dem Fleck. Sie rannte ihrem Sohn entgegen und hielt sich dabei dicht am Ufer. Es schien so, als hätte der Mond ein Einsehen mit ihnen, fast voll strahlte er auf die Erde und tauchte auch die unmittelbare Umgebung des Baggersees, wo Mutter und Sohn sich treffen wollten, um gemeinsam vorzugehen in sein gelbes Licht.

Es waren gewaltige Knurrlaute, die sie ausstießen. Lupina konnte sich mit ihrem Sohn nicht in einer menschlichen Sprache unterhalten, nur per Gedankenkraft, denn er war kein eigentlicher Werwolf, der sich tagsüber in einen Menschen verwandelte und erst bei Vollmond zur Bestie wurde. Er blieb immer Wolf.

Und er sprang seine Mutter jetzt so kraftvoll und wuchtig an, daß Lupina es nicht auffangen konnte und auf den Rücken geschleudert wurden. Dann war Orapul über ihr.

Eine gewaltige Zunge fuhr aus dem Maul und leckte über das menschliche Gesicht der unheimlichen Werwölfin, die sich diese Liebkosung gefallen ließ, denn darauf hatte sie schon Jahre gewartet.

Minutenlang dauerte die Begrüßung. Beide gebärdeten sich wie toll. Als sie schließlich voneinander abließen, waren sie ein wenig erschöpft. Nebeneinander blieben sie hocken. Lupina saß rechts von ihrem Sohn, auf den sie sehr stolz sein konnte, denn er war ein prächtiges Tier.

Pechschwarz war sein Fell und so dicht am Kopf wie das eines männlichen Löwen.

Den Mund hatte er ein wenig geöffnet. Rötlich schimmerten sein Rachen und die Zunge, doch die Augen hatte die gleiche kalte Farbe wie die seiner Mutter.

Gelblich grün leuchteten sie, ohne Gefühl, erbarmungslos, brutal. Ein Zeichen, daß diese beiden Bestien nicht gewillt waren, Gnade zu gewähren.

Durch die Schwärze des Fells hob sich Lupinas helles Haar noch deutlicher ab, und auch im Sitzen war zu erkennen, daß der Schwarzwolf seine Mutter um eine halbe Kopfgröße überragte.

Er war ungemein gewachsen, und er hatte Kraft bekommen, denn Fenris, der Götterwolf, war sein Vater gewesen. Von ihm hatte er das

wilde, ungezügelte Temperament, von Lupina die Schläue und Raffinesse.

Beides zusammen ergab eine hochbrisante Mischung, wie sie selten bei einem dämonischen Wesen vorhanden war. Mutter und Sohn genossen das Zusammensein. Minutenlang blieben sie nebeneinander hocken. Ihr Fell berührte sich, die beiden brauchten einfach den »Hautkontakt«. So war es auch bei den Menschen. Die Bestien reagierten ähnlich. Es war Lupina, die eine gedankliche Brücke zu ihrem Sohn Orapul herstellte.

›Wie geht es dir?‹

›Sehr gut.‹

›Und wo bist du so lange gewesen?‹

›Ich wollte nicht länger bei Fenris bleiben. Er hat eine Niederlage erlitten und tobte furchtbar. Die Götter konnten ihn kaum zähmen.‹

›Willst du immer bei mir bleiben?‹

›Ich weiß es noch nicht‹, gab der Schwarzwolf die gedankliche Antwort.

Lupinas Fell sträubte sich, während sie den Kopf schüttelte. Sicher würde er bei ihr bleiben. Ein Leben bei seinem Vater war eigentlich nichts. Fenris war wild, ungezügelt, unberechenbar. Einmal haßte er seine Feinde und wollte sie vernichten, dann wieder stellte er sich gegen seine Freunde. Nein, bei so einem sollte Orapul nicht bleiben. Hier auf der Erde war er besser aufgehoben.

Aber sie konnte ihm auch nicht die Wahrheit verschweigen. Orapul mußte wissen, was ihn hier auf der Erde erwartete, daß es auch hier Feinde gab.

›Deine Diener sind tot‹, teilte sie ihm auf gedanklichem Weg mit.

Der Schwarzwolf sprang auf. Jetzt wirkte er noch größer und wuchtiger als seine Mutter.

Er drehte seinen mächtigen Kopf, schaute Lupina an und stand so dicht vor ihr, daß sich die Köpfe der beiden fast berührten.

›Wer hat sie umgebracht? ‹

›Einer unserer größten Feinde.‹

›Und wer ist es?‹

›Er heißt John Sinclair. Aber er hat noch mächtige Freunde, die ihm zur Seite stehen.‹

Orapul setzte sich wieder. ›Ich kenne den Namen John Sinclair. Er ist auch bei uns erwähnt worden. John Sinclair hat Fenris die Stirn geboten. Er ist ein mutiger Mann.‹

›Angst hat er nicht‹, gab Lupina zu.

›Ist er hier?‹

›Nein, dann hätten wir ihn bemerkt. Aber er kann möglicherweise kommen. In der Nähe lauert er sicherlich. Er hat deine Diener aus dem Weg geräumt. Alles war bereit, dich zu empfangen, doch dann kamen

Sinclair und der Chinese. Sie töteten die Wölfe.‹ Orapul schüttelte abermals seinen Kopf. Er wollte es nicht glauben, denn er hatte bisher immer auf die Slärke seiner Freunde vertraut. Auch sich selbst sah er als stark an, und besonders jetzt, wo er unter dem Schutz seiner Mutter stand. Nun kam sie daher und sprach von einer Gefahr, die hier irgendwo lauern sollte, von John Sinclair und vielleicht auch von anderen Gegnern.

›Werden sie auch hier erscheinen?‹ fragte er.

›Sinclair und sein Freund sind wie Spürhunde. Wenn sie einmal eine Fährte aufgenommen haben, dann verlieren sie sich auch nicht so ohne weiteres‹, erklärte Lupina und machte sich sowie ihrem Sohn da nichts vor.

Orapul schaute seine Mutter an. Sie las in seinen Augen die Wut, den Haß, aber auch das Vertrauen, das er ihr entgegenbrachte.

›Wir werden es schaffen!‹ Lupina machte ihrem Sohn Mut. Auch sie erhob sich jetzt, stellte sich auf die Hinterläufe, legte den Kopf in den Nacken, drehte ihn und schaute hoch zum Mond, der wie eine fast runde, blanke Kugel dort stand. Im selben Augenblick begann die Metamorphose.

Lupina verwandelte sich endgültig in einen Werwolf und gab ihr letztes Stück Menschsein ab. Das Gesicht verschwand. Die langen, blonden Haare schrumpften zusammen, nahmen einen anderen Farbton an, verloren ihre Farbe und sahen danach so aus wie das übrige Fell der Wölfin. Zwei Tiere standen sich gegenüber.

Abermals öffneten sie ihre Rachen und heulten sich an. Beide Laute schwangen in die Nacht und vereinigten sich zu einem schaurigen Echo. Es erstarb langsam.

Die Wölfe jedoch blieben, sie hatten ihren Platz gefunden, ein einsames, für sie ideales Gelände, wo sie warten und sich verstecken konnten.

Bis Orapul plötzlich zur Seite huschte und drohend knurrte. Lupina verstand sofort. Auch sie merkte es, sie witterte und spürte es. Jemand war dicht in ihrer Nähe. Und das bedeutete - Gefahr!

***

Ich weiß heute noch nicht, wer damals die Idee hatte. Entweder Suko oder ich, eine andere Möglichkeit blieb ja nicht. Jedenfalls stand ich da und nickte. »Ja, das könnten wir machen.«

Unser Vorhaben war simpel und gleichzeitig trickreich. Wir wußten nicht, wo sich Lupina aufhielt. Okay, weit würde sie nicht weglaufen, sondern in der Nähe bleiben. Aber auch diesen Begriff konnte man großzügig oder eng fassen. Wenn ich eine Hundertschaft Polizisten zur Verfügung gehabt hätte, wäre es wohl ein Leichtes gewesen, das Gelände zu durchkämmen, und wir würden auch irgendwann auf

Lupina stoßen, dessen waren wir uns sicher.

Aber man durfte dabei nicht außer acht lassen, daß auch noch zwei andere Jagd auf die Werwölfin machten. Zwei brandgefährliche Vampire.

Und wenn diese vier Bestien sich eingekreist sahen, würden sie durchdrehen.

Deshalb konnten wir keine Kollegen einsetzen und mußten die Sache anders anpacken.

Wir wollten uns einen Helfer suchen. Ein ganz bestimmtes Wesen, das seit einiger Zeit bei den Conollys wohnte. Dieses Wesen war ebenfalls ein Wolf und hörte auf den Namen Nadine.

Waren Lupina und Orapul etwas Außergewöhnliches, so paßte dieser Begriff auch auf Nadine Berger. Ihre Seele war durch Magie in den Körper eines Wolfes übergegangen. Ein wahrlich unwahrscheinliches und fast unglaubliches Ereignis, aber es hatte stattgefunden, damals in Irland, als wir gegen Fenris, den Götterwolf, und dessen Diener kämpften. Die tote Nadine war hineingezogen worden in diesen gefährlichen Strudel, und nun lebte ihre Seele im Körper eines Wolfes weiter.

So ganz war ich von dem Plan noch nicht überzeugt, denn ich wußte um die Gefährlichkeit unserer Gegner. Sie waren sicherlich stärker als Nadine Berger, aber um Lupina und ihren Sohn aufzuspüren, da kam sie uns gerade recht.

»Ja oder nein?« fragte mich Suko.

Ich nickte.

»Soll ich Bill anrufen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das erledige ich.«

Ich ging zum Bentley. Der Notarztwagen war inzwischen eingetroffen und auch wieder abgefahren. Noch immer sah ich das ernste Gesicht des Doktors vor meinem geistigen Auge. Der Mann hatte den Förster kurz untersucht und war dann in eine nahezu fieberhafte Hektik verfallen. Er mußte sich ungemein beeilen, und wir hofften, daß es noch nicht zu spät war.

Die Leute von der Spurensicherung waren dabei, Kugeln einzusammeln. Unsere Gegner hatten in der Tat mit zwei verschiedenen Waffen und verschiedenen Geschossen gefeuert. Einmal Silberkugeln, zum zweiten die normalen Bleimantelgeschosse, wobei ich mich noch immer fragte, woher unsere Gegner wohl die Silberkugeln hatten. Es war gar nicht so einfach, sie zu besorgen.

Dann dachte ich wieder an Solo Morasso und an dessen Möglichkeiten. Der schaffte eigentlich alles.

Bills Nummer kannte ich natürlich auswendig. Bevor ich telefonierte, warf ich noch einen Blick auf die Uhr. Wenn Bill in wenigen Minuten abfuhr, dann dauerte es noch immer rund eine Stunde, bis er bei uns

eintreffen würde, denn der Reporter mußte quer durch London. Auch wenn er einen Porsche fuhr, konnte es nur so schnell sein, wie der Verkehr es zuließ.

Er war am Telefon.

»Gibt's dich auch noch?« rief er.

»Wie du hörst.«

»Und jetzt steckst du in der Klemme.«

»Wie kommst du darauf?«

»Immer wenn du zu einer außergewöhnlichen Zeit anrufst, muß der gute Bill herhalten und dich aus dem Dreck ziehen.«

»Na ja, du siehst das ein wenig überspitzt, Alter. Aber im Prinzip hast du recht.«

»Dann mal raus mit dem Problem.«

Ich sprach mit ihm über den Fall und merkte an Bills Reaktion, daß ihm die Sache irgendwie nicht paßte. Er sagte nämlich nichts.

»Bist du stumm geworden?«

»Fast«, gab er zurück. »Ich bin fast stumm geworden. Das ist natürlich ein Hammer.«

»Wieso?«

»Gern gebe ich Nadine nicht her. Die Sache, die du vorhast, ist gefährlich. Das sind ja vier Gegner. Zwei Werwölfe und zwei Vampire. Ist das nicht ein wenig viel für unsere Nadine?«

»Wenn sie allein gegen sie stünde, bestimmt. Nur vergißt du Suko und mich.«

»Gestattest du denn, daß ich euch unterstütze?« Auf diese Frage hatte ich regelrecht gelauert. Natürlich hatte ich nichts dagegen. Wenn Bill tatsächlich kam, war das Verhältnis ausgeglichen. Dann stand es unentschieden, und unsere Chancen wurden erheblich besser.

»Was sagt Sheila denn dazu?« frage ich.

»Die ist einverstanden«, erwiderte der Reporter schnell.

»Na ja, ich bin gespannt.«

»Wann soll ich antanzen?«

»Schwing dich in deinen Wagen und komm.«

Bill wollte noch die genaue Adresse wissen. Die konnte ich ihm nicht geben, da wir uns mitten im Gelände befanden.

Ich tat jedoch mein Bestes und hoffte, daß der Reporter den Weg zu uns finden würde.

Suko stand bei zwei Beamten der Spurensicherung. Als er mich aussteigen sah, kam er mir entgegen.

»Alles klar«, sagte ich.

»Dann kommt er also?«

Ich grinste. »Du kennst doch Bill.«

»Da ist noch etwas, John.«

Wenn Suko so redete, lag meistens was in der Luft. Und nichts

Positives. In diesem Fall allerdings hatte ich mich geirrt.
»Einer der Beamten von der Spurensicherung ist mit seinem Privatwagen hier. Die Gründe weiß ich nicht einmal. Er hat ein Hobby. Er ist Autobastler und kann uns den zerschossenen Scheinwerfer provisorisch wieder richten.«
»Wo ist der Knabe?«
Suko deutete auf einen schlaksig wirkenden Burschen, der ein wenig abseits stand und zu uns rüber schaute. Wir redeten kurz mit ihm und versprachen ihm als Belohnung für seine Mühen eine Flasche Whisky.
»Ich hätte es auch ohne getan, Sir.«
»Sicher, aber so geht es schneller.«
Da grinste der Mann und begann mit der Arbeit.
Wir aber warteten auf Bill Conolly - und Nadine, die Wölfin.
Hoffentlich hatten wir nichts falsch gemacht. Ein bedrückendes Gefühl blieb bei mir trotzdem zurück…

***

Der Rover fuhr durch die Nacht.
Wer ihn sah und die beiden Insassen unter der Blechkarosse, der konnte die zwei für ein normales Liebespärchen halten, das durch die Nacht rollte, um sich ein lauschiges Plätzchen zu suchen.
Ein Liebespaar waren die beiden sicherlich nicht. Im Gegenteil, sie gierten nach Blut. Und darin zeichnete sich besonders der ehemalige Mafiakiller Tonio Trent aus. Er war sehr unruhig. Und ebenso fuhr er auch, seine Bewegungen wirkten hastig, übernervös, hin und wieder stieß er ein wütendes Knurren aus oder bewegte den Mund, wobei jedesmal seine langen Zähne aus dem Oberkiefer lugten und gegen die Haut an der Unterlippe stießen. Er schüttelte sich oft, als hätte jemand kaltes Wasser über ihn gegossen, obwohl er dies kaum gespürt hätte, denn Vampire kennen keine Gefühle. Ob es kalt oder warm war, sie reagierten immer gleich, den sie waren seelenlose Monster, die nur töteten, um sich von dem Blut der Menschen zu ernähren. Diejenigen, die sie bissen, wurden ebenfalls zu Vampiren, und ihnen würde es niemals gelingen, den tödlichen Kreislauf zu durchbrechen.
Die beiden Fenster waren offen. Kühle Luft strömte in das Fahrzeug. Sie merkten es nicht einmal. Für sie hatte die Öffnung der Fenster einen anderen Grund. Sie mußten die Spuren der Gegner finden, und sie wußten auch, daß die Werwölfe Spuren hinterließen. Der Instinkt dieser Bestien war sehr entwickelt und reagierte wie eine hochempfindliche Elektronik. Jedes Monster fand die Spur eines anderen. Begegnet war ihnen bisher niemand. Sie hatten sich auch nicht immer auf den Wegen gehalten, sondern waren manches Mal querfeldein gefahren, wobei die Reifen den seifigen, nassen Boden aufwühlten, Grassoden hervorrissen und diese hochschleuderten.

Die Wolken hatten sich zum größten Teil verzogen. Wenn sie durch die Scheiben blickten, konnten sie hin und wieder die fast vollständige runde Kugel des Mondes sehen. Wie ein Ballon hing er unbeweglich am Himmel und glänzte fahl. Sie hatten die Spur aufgenommen. Es war vor allen Dingen Lady X, die spürte, wo sich ihre Feinde verkrochen hatten. Lange genug war sie mit Lupina zusammengewesen. Sie nahm sie wahr und ortete sie. Die Werwölfin konnte sich überhaupt nicht so gut verstecken, als daß Lady X sie nicht gefunden hätte.

Abermals verließen sie eine schmale Teerstraße. Pamela Scott hatte angeordnet, daß sie nach links fahren sollten, hinein in das Gelände und einen Hang hoch, mit dem der Wagen seine Schwierigkeiten hatte, weil die Räder durchdrehten. Zudem würgte Tonio Trent noch den Motor ab.

»Du bist ein Trottel!« zischte die Blutsaugerin. Sie hatte sich von der Nervosität ihres Partners anstecken lassen.

Trent zuckte zusammen. »Willst du fahren?« zischte er.

»Los, weiter!«

Der Vampir drehte den Zündschlüssel, der Motor sprang wieder an. Trent trat das Gaspedal wütend durch. Er hatte Glück, daß sich der Rover in Bewegung setzte. Mit dem Heck schwänzelte er, die Hinterräder schleuderten Dreck hoch, der sich mit dem Gras vermischte.

Später mußten sie einen Umweg fahren, weil sie nicht durch den Wald konnten.

»Halte dich mehr rechts!« befahl Lady X.

»Spürst du was?«

»Ja. Sie sind nicht mehr weit.«

Sie fuhren inzwischen über einen schmalen Feldweg, der aus nicht mehr als zwei Treckerspuren bestand. Der Weg wurde nach einer gewissen Zeit breiter. Einige Zeichen deuteten darauf hin, daß er einmal eine Straße gewesen war, über die Wagen gefahren waren. Es war tatsächlich der offizielle Weg zum Steinbruch, demnach waren die beiden Vampire nicht mehr weit von ihrem eigentlichen Ziel entfernt.

Und sie rollten weiter.

Die Stoßdämpfer des Rover hatten einiges auszuhalten, denn nicht nur tiefe Reifenspuren markierten den Weg, sondern auch Schlaglöcher.

Die beiden Blutsauger wurden durchgeschüttelt. Gemeinsam vernahmen sie das Heulen. Sofort trat Tonio Trent auf die Bremse und stoppte den Wagen ab. Beide lauschten, horchten in die Nacht hinein, und um die Lippen des weiblichen Vampirs legte sich ein kaltes, grausam wirkendes Lächeln.

Bald war es soweit. Lady X drehte den Kopf und schielte zum

Rücksitz, wo die mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole lag. Sie fürchtete sich vor der Waffe, denn geweihte Silberkugeln waren auch für sie tödlich, nicht nur für Werwölfe. Sie mußte achtgeben, wenn ihr Begleiter damit hantierte und den Lauf aus Versehen auf sie richtete. Die Scott mochte Trent nicht. Sie paßten einfach nicht zusammen, sie haßten sich.

Nur eine Notgemeinschaft hielt sie zusammen. Wenn die Feinde erledigt waren, löste sich automatisch auch diese Gemeinschaft auf, dann wollte Lady X sich den ehemaligen Mafiakiller vom Hals schaffen.

Sie mußte dafür Sorge tragen, daß noch genügend Munition vorhanden war.

Das Heulen verebbte. In den letzten, klagenden Tönen schwang es noch einmal durch die Dunkelheit, bevor es nicht mehr zu hören war. Stille!

»Fahr weiter!« wies die Scott ihren ungeliebten Begleiter an. »Und beeil dich, wir sind gleich da.«

»Wirklich?«

»Ja, du Idiot, du hast es doch gehört.«

»Sollen wir nicht aussteigen?«

»Ich gebe hier die Befehle!«

Tonio Trent warf der Blutsaugerin einen Blick zu, der besagte, daß er ebenso dachte wie Lady X. Nach dem Auftrag gab es nichts mehr, was sie noch zusammengehalten hätte. Die Abneigung, die Trent als Mensch gegen die Scott verspürt hatte, die empfand er auch als Vampir. Sie rollten an. Diesmal fuhr Trent nicht so schnell. Er kannte die Regeln und hielt sich daran. Das vorsichtige Anschleichen war besser als ein übereiltes Rasen.

Der Rover schwang jetzt sachter und federnder. Lady X saß leicht nach vorn gebeugt und starrte durch die Scheibe.

Sie versuchte etwas zu erkennen und entdeckte bald darauf das erste, schon verblichene Schild, auf dem die Aufschrift nur mühsam zu entziffern war. Das Schild warnte vor einem Betreten des Steinbruchs, und da wußte die Blutsaugerin plötzlich Bescheid. Jetzt endlich kannte sie das Versteck der Werwölfe. Ein Steinbruch. »Stoppen!« befahl sie.

Automatisch gehorchte der Killer. Er hatte sich damit abgefunden, nur die zweite Geige zu spielen. Der Rover rutschte noch ein Stück vor und kam zur Ruhe. Für einen Moment blieben die beiden Blutsauger sitzen, sie konzentrierten sich und horchten, ob etwas zu hören war, doch die Nacht brachte keine Geräusche an ihre Ohren.

»Steig aus!«

Während Lady X das sagte, öffnete sie schon an ihrer Seite die Tür.

Tonio Trent tat an seiner das gleiche. Wie auch die Scott ließ er den

Wagenschlag vorsichtig zurückschwingen und behutsam ins Schloß fallen.

Dann reagierte der weibliche Vampir wieder schneller als Trent. Lady X hatte bereits die hintere Tür aufgestoßen und sich in den Wagen gebeugt.

Als Trent die mit Silberkugeln geladene tschechische Waffe nehmen wollte, griff er ins Leere. Triumphierend hielt die ehemalige Terroristin die MPi hoch. »Die habe ich jetzt«, erklärte sie.

»Sie gehört mir!« zischte der Vampir, der ahnte, daß es ein Fehler war, seiner Komplizin die Waffe zu überlassen.

»Mach die Augen zu! Was du dann siehst, das gehört dir. Nimm dir meine!«

Trent quetschte einen wilden Fluch durch die Zähne. Er gehorchte allerdings. Etwas anderes blieb ihm auch nicht übrig. So wie Lady X früher, so schwang er die MPi über seine Schulter, während die Vampirin die kleine, handliche in den Händen behielt.

Damit war sie der King. Die beiden Werwölfe würden keine Chance haben. Die Silberkugeln vernichteten nicht nur Lupina, sondern auch ihren verdammten Sohn, womit Lupinas Traum von einer Allianz der Wölfe endgültig vorbei war.

Dann konnte Lady X nämlich ihren eigentlichen Plan ins Auge fassen. Er war groß angelegt, doch sie brauchte noch viel Zeit, um ihn zu erfüllen.

Dabei dachte Lady X ähnlich wie Lupina. Auch sie träumte davon, Herrscherin über eine unermeßliche Anzahl von Vampiren zu sein. Irgendwann einmal, nicht heute und nicht morgen, mußte es ihr gelingen, deren Anführerin zu werden.

Allerdings stand ihr dabei einer im Weg. Das war Vampiro-del-mar, der Uralt-Vampir. Er nannte sich selbst Kaiser der Blutsauger, und seine Herkunft lag im dunkeln.

Zwar war er aus seinem Grab in der Nordsee erweckt worden, aber wie er dort hineingekommen war, das stand in den Sternen. Niemand wußte Näheres darüber. Wahrscheinlich auch Solo Morasso nicht. Und falls er etwas wußte, schwieg er sich aus.

Das war Zukunftsmusik, und Lady X schob diese Gedankengänge erst einmal weit von sich.

Sie mußte sich auf die Gegenwart konzentrieren, denn da gab es das große Problem Lupina. Es sollte in ihrem Sinn gelöst werden, das hieß nichts anderes als Tod für Lupina und ihren Sohn!

Tonio Trent hielt sich immer zwei Schritte hinter Lady X, die sehr wachsam war und ihre Blicke überall hatte. Das Land war flach, sehr übersichtlich, so daß eine Gefahr schon im Ansatz zu erkennen war. Hier in der Nähe entdeckte sie nichts.

Aber sie sah etwas anderes. Es war so überraschend für sie, daß sie

stehenblieb und Trent fast aufgelaufen wäre. Lady X schaute nach vorn, und sie blickte dabei über den Rand einer Klippe hinweg. Ein Beweis, daß sie sich dem Steinbruch genähert hatten.

Bis zur anderen Seite konnte sie nicht schauen, dazu war der Steinbruch zu groß, aber sie sah etwas schimmern. Ja, es schimmerte, obwohl es dunkel war. Und das konnte nur Wasser sein.

Lady X duckte sich. Trent machte es ihr nach, auch er hatte sich nicht mehr aufgerichtet, sondern hielt sich neben ihr. So schlichen sie vor bis zum Rand des Steinbruchs und schauten von dort in die Tiefe, wo sie den See sahen. Er bildete ein großes Viereck. Die Oberfläche schien mit schwarzer Farbe angestrichen worden zu sein, so wirkte sie. Zudem ein wenig gekräuselt, da der Wind sacht über sie hinwegstrich.

Das Wasser interessierte die weibliche Bestie nicht, denn sie suchte jemanden.

Der Mond war ihr dabei eine große Hilfe. Sein fahles Licht legte einen hellen Schleier über das Land, und es erreichte auch den Grund des Steinbruchs, der sich rechts von ihnen zu einem weiteren Gelände öffnete. Dort sah sie die Gestalten. Werwölfe!

Lupina und ihr Sohn!

Ein Mensch hätte vielleicht tief eingeatmet, nicht so ein Vampir wie die Scott. Aus ihrem Mund drang ein knurrendes Geräusch, das mit dem eines Tieres vergleichbar war. Er sollte Triumph ausdrücken. Und den empfand sie.

Niemandem war es bisher gelungen, die Werwölfe zu finden. Sie aber hatten es geschafft. Und sie waren nicht bemerkt worden, denn nichts wies darauf hin, daß sich die Bestien mißtrauisch gezeigt hätten.

Sie gingen am Ufer des Baggersees auf und ab, dabei taten sie so, als wären sie allein.

Die Scott schätzte die Entfernung ab. Sie war eine Expertin darin, was Waffen und ihre Handhabung anging. Als sie sich flach auf den Boden legte und die Maschinenpistole mit dem kurzen Lauf ein wenig senkte, befanden sich die beiden Werwölfe genau am Ende der Ziellinie. Alles wäre fast in Ordnung gewesen, nur die Entfernung stimmte nicht.

Die Bestien waren zu weit entfernt, deshalb erhob sich Lady X wieder und antwortete auf die erstaunte Frage ihres Artgenossen: »Wir müssen näher ran. Hier schaffen wir es nicht!«

Geduckt hasteten sie an der breiten Südseite des Steinbruchs entlang. Lady X hatte es sehr eilig, denn wer konnte schon wissen, wie lange sich die beiden Werwölfe noch in dem Steinbruch aufhalten würden?

Sie mußten die Zeit nutzen und so überraschend wie ein Sommergewitter über sie kommen. Das hatte sich Lady X fest vorgenommen, und diesen Plan würde sie auch durchführen.

Als sie das Ende des Steinbruchs erreicht hatten, blieb sie erst einmal stehen. Sie brauchten nur zwei Schritte bis zum Rand zu gehen, um in die Tiefe schauen zu können. Ja, jetzt war die Distanz wesentlich günstiger. Auch befanden sie sich nicht mehr in der großen Höhe, denn das Gelände senkte sich an dieser Stelle wieder.

Lady X fiel auf die Knie. Halbhoch hielt sie die tschechische Skorpion-MPi.

So wie sich die beiden Bestien verhielten, waren sie völlig ahnungslos. Die Kugeln würden sie treffen und zerschmettern. Innerlich lachte die Blutsaugerin, die Augen glänzten, sie korrigierte noch einmal die Zielrichtung und drückte ab…

***

Die rote Flunder zischte heran. So hatte ich Bills Porsche genannt. Im Vergleich zu meinem Bentley war er klein, dafür jedoch schneller. Da kam ich nicht mit. Die langen, hellen Lichtspeere der Scheinwerfer huschten geisterhaft über uns hinweg. Der Motor röhrte noch einmal, dann bremste Bill ab. Die Tür flog auf. Zuerst die rechte an der Fahrerseite, dann die linke.

Blitzartig huschte ein Schatten hervor, der kein Schatten mehr blieb, sondern zu einem Wolf mit bräunlichem Fell wurde. Das Tier schaute sich nicht erst witternd um, es hatte ein Ziel, nämlich mich.

Da ich wußte, was auf mich zukam, stemmte ich meine Hacken in den weichen Boden und beugte mich vor. Ich hatte schon die Arme ausgebreitet, und Nadine Berger flog förmlich hinein. Sie prallte gegen mich, ich umschlang sie und preßte ihren Körper an mich, wobei sie die Vorderpfoten auf meine Schultern legte, mit Schnauze und Zunge leckte sie über mein Gesicht.

Ich fühlte die Wärme des Tierkörpers und schloß für Sekunden die Augen, denn ich hatte ein schreckliches Bild vor mir. Ich sah Nadine auf dem Bett des Filmstudios liegen, hörte Schüsse, sah ein widerliches, grünes Monster - dann wechselte das Bild. Ein Friedhof, eine Beerdigung und ein Wolf, der aus dem Sarg sprang, eben Nadine Berger. Das Schicksal hatte uns hart getroffen, denn Nadine hatte mir viel bedeutet. Ich erinnerte mich noch genau an das kleine Hotelzimmer, in dem wir die Nacht verbracht hatten, nachdem Nadines Verlobung geplatzt war und ich die Teufelsuhr vernichtet hatte.

Das war Vergangenheit, und das würde wahrscheinlich nie mehr zurückkehren.

Ich senkte den Kopf ein wenig und konnte in die Augen des Tiers schauen.

Nein, das war nicht der Blick einer Wölfin, diese Augen konnte man als menschlich bezeichnen, ebenso den Blick. Sie schaute mich an, und

ich sah die gleiche Farbe in den Pupillen, die Nadine Berger auch als Mensch gehabt hatte. An den Augen hatte ich letzten Endes erkannt, daß kein normaler Wolf vor mir stand.

Bill und Suko standen daneben. Die anderen Männer schauten aus einer gebührenden Entfernung zu, ihnen war diese heftige Begrüßung wohl nicht so geheuer. Mir aber machte es nichts. Vielleicht wäre es noch minutenlang so weitergegangen, doch ich mußte etwas tun. Ich ging zurück, faßte Nadine unter und stemmte sie von mir weg. Sie wollte nicht, sondern drängte sich immer wieder gegen mich.

»Meine Güte, ist das eine Liebe«, beschwerte sich Bill. »Und wer küßt mich?«

Als hätte Nadine die Worte verstanden, so ließ sie von mir ab und sprang meinen Freund Bill an.

»He, he«, protestierte dieser, »so habe ich das nicht gemeint.«

Jetzt konnten Suko und ich lachen, doch sehr schnell wurden wir wieder ernst. Wir steckten in einer Situation, wo wir wirklich nichts zu lachen hatten. Dazu war der Fall zu gefährlich. Während Nadine sich neben mir hielt und ich ihr das Fell kraulte, erklärte ich Bill Conolly, worum es ging. Der bekam natürlich große Augen, schüttelte den Kopf und wollte es nicht fassen.

»Das gibt es doch nicht. Da macht Lady X Jagd auf Lupina?«

»Noch ist nichts bewiesen.«

»Komm, ich kenne dich, John, wenn du so redest, trifft es auch meistens zu, oder?« Er warf Suko einen fragenden Blick zu und erhoffte Zustimmung, die er auch erhielt.

Aber Bill war noch nicht fertig. Er konnte sich noch nicht darüber beruhigen, daß Vampire mit Silberkugel-Waffen herumliefen.

»Das pack ich nicht«, sagte er. »Verdammt, das ist unmöglich. Worauf stellen sich die Dämonen denn noch alles ein? Nächstens begegnen sie uns noch mit einem Heiligenschein.«

Ich grinste schief. »Ja, die kriegen noch einen vor dir.«

Bill deutete auf seinen Kopf. »Ich habe ihn schon.«

»Und wo?« fragte Suko.

»Unsichtbar.«

Wir lachten alle drei. Dann wurde es ernst, denn wie sollten wir Nadine Berger begreiflich machen, um was es ging? Ich kniete mich nieder, nahm ihren Kopf in beide Hände und schaute sie wieder an. Verflixt, ich wußte nicht, ob sie mich verstand, wenn ich redete, aber ich konnte es versuchen.

»Lupina!« sagte ich eindringlich. »Wir müssen Lupina finden. Und du wirst uns helfen - bitte!«

Ein Blick aus ihren menschlichen Augen traf mich. Vielleicht sollte er ein Verständnis ausdrücken, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall zog sich Nadine zurück, ich hielt sie auch nicht mehr fest, und wir alle

schauten zu, wie sie den Kopf senkte, mit der Schnauze über dem Boden schnüffelte und im Kreis ging. Hatte sie schon eine Spur aufgenommen? Plötzlich blieb sie stehen. Drohend klang das Knurren. Sie schüttelte sich, und die einzelnen Haare des Fells stellten sich aufrecht. Ein Zeichen für uns, daß sie etwas entdeckt hatte.

Dann war es soweit. Bevor wir etwas unternahmen, reagierte die Wölfin. Sie lief erst zum Wagen. Wir rechneten schon damit, daß sie hineinklettern wollte, doch sie drehte ab und lief weg. Nach etwa zwanzig Yards blieb sie stehen, drehte den Kopf und hob ihn an, ein Zeichen, das wir genau verstanden.

»Hinterher«, sagte Suko und lief bereits auf den Bentley zu. Bill und ich folgten.

Da der hilfsbereite Beamte unser Fahrzeug repariert hatte, konnten wir auch los.

Bill hängte sich in den Fond, ich fuhr, Suko nahm neben mir Platz. Bevor ich startete, schaute ich über die Schulter zurück und den Reporter an. »Bist du bewaffnet, Bill?«

»Die Silberkugeln sind frisch poliert«, erwiderte er und rieb sich die Hände.

»Na denn«, sagte ich und fuhr an…

***

Der Schwarzwolf steckte voller Unruhe. Lupina beobachtete ihn genau. Er blieb nicht an einem Fleck stehen, bewegte seinen großen Kopf, auf dem das Fell wie ein Busch wuchs, lief mal im Kreis, dann wieder vor, drehte sich und sprang zurück. Gefahr!

Auch Lupina spürte sie. Sie war ebenfalls hochsensibel, besaß regelrechte Antennen und registrierte wie ein Seismograph die Erschütterungen eines Erdbebens.

Sie hatte natürlich die Szene in Dr. Tods Hauptquartier nicht vergessen.

Solo Morasso war ihr Feind, und er würde durch seine Macht und Befehlsgewalt dafür sorgen, daß auch die anderen Mitglieder der Mordliga zu Lupinas Todfeinden wurden. Rebellion vertrug der Chef der Mordliga nicht. Da war er eiskalt und schlug gnadenlos zurück, deshalb war Lupina froh, ihren Sohn gefunden zu haben, denn zwei sind immer stärker als einer.

Die anderen sollten nur kommen, sie würden sich wundern. Aber waren sie nicht schon längst da? Lauerten sie nicht irgendwo im Verborgenen? Und wer, vor allen Dingen, hatte den Weg gefunden?

Es standen ja mehrere zur Auswahl. Da war einmal die Mordliga und zum anderen auch die Männer um John Sinclair. Sie hatten ebenfalls geschworen, die Mordliga zu vernichten, und sie würden sich danach richten, daran ging kein Weg vorbei.

Lupina wußte genau, was ihr blühte, wenn sie in eine Falle der einen oder anderen Seite hineinstolperte. Deshalb nutzte sie jede Möglichkeit, sich für einen Angriff zu wappnen, und auch jetzt schaute sie sich um.

In der Nähe des Baggersees verbargen sich ihre Gegner sicherlich nicht. Das war schlichtweg unmöglich, denn Lupina und Orapul hätten sie sehen müssen, wenn sie den steilen Hang hinuntergerutscht wären. Es blieb nur eine Möglichkeit, um ungesehen zu bleiben.

Die Gegner mußten sich irgendwo an den Rändern oder Klippen aufhalten.

Deshalb ließ sich Lupina auch nieder und richtete ihre gelben Raubtieraugen auf die Klippenränder. Vielleicht sah oder ahnte sie dort eine Bewegung. Nichts zu erkennen.

Die andere Seite wußte genau, was sie tat. Die war sehr, sehr vorsichtig. Aber sie waren da, und Lupina spürte, daß die Ausstrahlung stärker wurde. Sie näherten sich…

Gedanklich nahm die Wölfin Kontakt mit ihrem Sohn auf, Orapuls Kopf ruckte herum, die Blicke der beiden bohrten sich ineinander, dann hörte der Schwarzwolf die Stimme seiner Mutter.

›Sie sind in der Nähe. Ich spüre es.‹

›Wo?‹

›Wahrscheinlich oben am Rand der Hänge. Laß ihn nicht aus den Augen. Ich beobachte auch.‹ Orapul hatte verstanden. Eine kurze Bewegung und er wandte seiner Mutter den Rücken zu. Der Schwarzwolf beobachtete jetzt die Nordseite des Steinbruchs, seine Mutter die gegenüberliegende. Noch tat sich nichts. Minuten vergingen.

Plötzlich stellten sich Lupinas Ohren hoch. Sie hatte etwas vernommen. Minimale Erschütterungen, für die es zahlreiche Gründe geben konnte, aber auch einen, der sich von hastig laufenden Schritten ableitete. Und die Erschütterungen waren zur Südseite hin stärker als umgekehrt, das stellte Lupina durch eine rasche Drehung fest. ›Sie sind da!‹ Dieser gedankliche Ruf traf Orapul, der augenblicklich knurrend herumfuhr, doch Lupina beruhigte mit einem zweiten Befehl.

›Bleib jetzt ganz ruhig! ‹ Orapul gehorchte. Er ließ sich sogar fallen und rollte auf dem Boden herum. Er wollte die anderen in Sicherheit wiegen. Die Sicherheit jedoch war trügerisch. Das merkte Lupina, denn sie sah oben am Ende des Steilhangs eine Bewegung. Etwas schimmerte dort.

Augenblicklich stieß die Werwölfin eine gedankliche Warnung aus. Ob sie noch fruchtete oder nicht, war für sie nicht zu erkennen, denn im nächsten Moment hämmerte eine Schußsalve los…

***

Lady X hatte sich vorgenommen, die Werwölfin mit der ersten kurzen Garbe zu erledigen. Das mußte sie schaffen, denn sie wollte Munition sparen. Sie hatte zwar noch ein gefülltes Reservemagazin mit, aber man konnte nicht wissen, was noch alles auf sie zukommen würde.

Ihr Gesicht verzerrte sich. Es zerfloß immer, wenn sie schoß, eine alte Angewohnheit, die sie noch aus menschlichen Tagen mitgebracht hatte. Nur schauten jetzt bei ihr die beiden Vampirzähne aus dem halb geöffneten Mund.

Vor dem Lauf sah sie das fahle Licht des Mündungsfeuers.

Die Kugeln fegten aus dem Lauf, und sie waren so schnell, daß die eine die andere einholen wollte, jedenfalls schien es der Vampirin so. Aus ihrem Mund drangen heisere Laute. Sie wartete darauf, daß Lupina im Hagel der Silbergeschosse zusammenbrechen würde.

Das allerdings geschah nicht.

Als Lady X damit rechnete, Lupina durch die Silberkugeln von den Beinen zu fegen, brachte diese sich mit einem gewaltigen Sprung in Sicherheit, so daß die Geschosse dicht an ihr vorbeifegten, in den Boden hackten und ihn dort umpflügten. Die Werwölfin aber rollte über die Erde, kam geschickt auf die Füße und brachte sich mit einem weiteren Sprung in Sicherheit. Die Scott mußte die Waffe schwenken. Ein böser Fluch drang aus ihrem Mund.

Abermals jagte sie eine Garbe aus dem Lauf. Das harte Tack-tack, diese tödliche Melodie, schwebte wie das Stakkato eines halben Trommelschlags über dem Baggersee und dem Steinbruch.

Lady X wußte, daß es Munitionsverschwendung war, was sie tat, und sie hatte sich bisher auch immer davor gehütet, aber sie konnte nicht anders, sie setzte noch eine Garbe hinterher. Die dritte fehlte ebenfalls. Sie erwischte nicht Lupina und auch nicht ihren Sohn.

Dann hatten die beiden Werwölfe Deckung gefunden. Es gab genügend aufgeschüttete, kleine Lehmhügel an der breiten Seite des Steinbruchs, wo sie ihren Platz fanden und erst einmal unsichtbar waren.

Lady X richtete sich auf. Es war ihr jetzt egal, ob sie erkannt wurde oder nicht, und sie vernahm die Reaktion der Werwölfin.

Es war ein fauchendes Lachen, das durch den Steinbruch hallte und von den glatten Lehmwänden zurückgeworfen wurde. Lupina ging sogar so weit, daß sie sich hinter ihrer Deckung aufrichtete. Sie hatte sich wieder verwandelt. Über dem Wolfskörper zeichnete sich deutlich ein Frauengesicht ab, und der Wind spielte mit den langen, blonden Haaren, wehte sie hoch wie eine helle Fahne.

»Du willst mich umbringen?« kreischte sie. »Du? Lady X? Nie wirst du das schaffen - nie!«

»Ich wette dagegen!« brüllte Lady X.

»Warum ist Morasso denn nicht selbst gekommen?« höhnte Lupina.

»Er hat Angst gehabt, wie? Dafür schickt er dich vor, damit du ihm die Kastanien aus dem Feuer holst. Ich hätte dich für schlauer gehalten, Pamela Scott. Was stehst du noch zur Mordliga? Sie wird auseinanderbrechen. Solo Morasso hat verspielt. Er hat zwar Asmodina besiegt, doch durch diesen Kampf zu viele Wunden davongetragen, die nicht mehr heilen. Nein, Dr. Tod ist am Ende…!«

Die Scott verstand die Worte sehr wohl. Und sie wußte, daß sie gar nicht so falsch waren, aber sie wollte es nicht einsehen, daß sie den kürzeren gezogen hatte. Nein, das auf keinen Fall. Sie würde es den anderen zeigen, und sie hatte längst noch nicht von ihrem eigentlichen Plan Abstand genommen. Lupina und ihr Sohn sollten sterben!

»Ich warte hier!« schrie Lady X. »Ich habe Zeit. Mehr als du. Irgendwann wirst du dich zeigen, und dann töte ich dich!«

Ihr gellendes Lachen nach diesen Worten fetzte hinab in den Steinbruch und mußte den beiden Werwölfen in den Ohren gellen.

Die Szene wirkte in der Tat gespenstisch. Angeleuchtet vom fahlen Mondlicht, standen sich zwei dämonische Wesen gegenüber, die sich bis auf den Tod haßten. Die eine war entschlossen, die andere umzubringen, und die zweite reagierte nicht anders.

Lady X trat zwei Schritte zurück, blieb aber so stehen, daß sie hinunter in den Steinbruch schauen konnte. Mit der freien Hand winkte sie Tonio Trent zu. Der verstand und trat sofort näher. »Gib mir das zweite Magazin.«

Trent kümmerte sich nicht darum. Sein fauchendes Lachen hörte Lady X dicht an ihrem Ohr.

»Du hast es nicht geschafft, wie? Die anderen waren besser. Scheint mit deinen Schießkünsten wirklich nicht weit her zu sein, Lady X!«

Das war zuviel. Die Scott drehte durch. Auf der Stelle kreiselte sie herum, wobei sie die MPi noch immer in den Händen hielt, und dann hieb sie die schwere Waffe gegen den Hals des Blutsaugers.

Der verkraftete den Treffer zwar und spürte auch keine Schmerzen, aber die Wucht warf ihn trotzdem zu Boden, wo er sich einmal überschlug, dicht neben dem Abgrund auf dem Rücken liegenblieb und zu Lady X hoch starrte. Sofort ließ sich die Vampirin auf die Knie fallen.

Und sie streckte die Waffe vor, so daß die Mündung genau einen Kreis zwischen die Augen des Vampirs drückte.

»Wenn du jetzt nicht still bist«, flüsterte die Blutsaugerin scharf, »zerfetze ich deinen verdammten Schädel. Dann lege ich dich um! Eine Hilfe warst du sowieso nicht!«

Der ehemalige Mafiakiller und jetzige Vampir fletschte die Zähne. Er ließ seine Hauer sehen, doch die beeindruckten Lady X nicht. Statt dessen forderte sie die Herausgabe des zweiten gefüllten Magazins.

Diesmal gehorchte Trent. Er wußte genau, daß die Blutsaugerin über ihm nicht bluffte, da war es besser, er gehorchte.

Das Magazin steckte im Gürtel. Er tastete danach, schlug dabei die Jacke zurück, und die Scott sah das Metall. Sie riß es ihm aus dem Gürtel. Dann sprang sie auf, drehte sich noch einmal um und sah unten am See einen Schatten entlanghuschen. Es war der Schwarzwolf. In einem Anfall von Wut riß Lady X die Maschinenpistole hoch und feuerte.

Die letzten Silberkugeln aus dem alten Magazin hackten heraus. Sie trafen nicht nur die Erde, sondern sausten auch in den See. Fontänen bildeten sich. Orapul aber wurde nicht getroffen. Er war schneller als die Garbe gewesen und fand dort seine Deckung, wo auch Lupina lag.

Die Scott trat zurück. Das leergeschossene Magazin löste sie von der Waffe und schleuderte es voller Wut fort. Dann rammte sie das neue ein.

»Damit kriege ich sie!« versprach die Vampirin mit rauher Stimme. »Verdammt, damit puste ich sie um!«

Tonio Trent hatte sich inzwischen erhoben. Er schaute die Scott sehr skeptisch an.

Sie bemerkte seinen Blick. Plötzlich schienen ihre Augen in Flammen zu stehen. »Glaubst du mir nicht, du verfluchter Bastard?«

»Es fällt mir schwer. Du hast schon zuviel versprochen!«

»Sicher, nur gehe ich diesmal anders vor. Ich werde…« Sie sprach nicht aus, was sie noch wollte, denn sie bewegte den Kopf, und ihr Blick glitt an Tonio Trent vorbei, da sie zwei Lichter entdeckt hatte, die zu einem Auto gehören konnten.

»Was ist los?« fragte der Vampir.

»Da kommt jemand!«

»Menschen?« Aus der Stimme des Blutsaugers klang die Gier.

Pamela Scott schaute ihn für einen kurzen Moment an. »Wahrscheinlich ja«, erwiderte sie dann gedehnt, hob noch einmal ihren Kopf und stellte fest, daß die Lichter verloschen waren.

»Getäuscht habe ich mich nicht«, flüsterte sie. »Das sind bestimmt Menschen. Und die haben Blut!« fügte sie scharf hinzu.

Eine bessere Nachricht hätte sie Tonio Trent nicht überbringen können.

»Ich hole sie mir!« keuchte er und warf sich schon herum, um in der Dunkelheit zu verschwinden.

Lady X ließ ihn laufen.

»Du wirst dich wundern!« flüsterte sie. »Verdammt, du wirst dich wundern.«

Sie ahnte, wer da ankam, aber sie machte keinerlei Anstalten, ihren Partner zurückzuholen. Im Gegenteil, der Plan von einer lachenden Dritten nahm allmählich die Gestalt an…

***

Ich fuhr und schaute auf Nadine Berger. Mal trottete sie vor uns her, mal bewegte sie sich in weiten Sprüngen voran. Auf jeden Fall hatte sie die Spur nie verloren. Sie würde uns zu unserem Ziel führen. Wir sprachen kaum miteinander, da wir drei voll konzentriert waren.

Nur Bill gab hin und wieder einen Kommentar ab. »Unwahrscheinlich«, murmelte er dann. »Wirklich unwahrscheinlich. Mensch, was haben wir mit Nadine ein Glück.«

Ich war nicht ganz seiner Meinung, denn Nadine Berger hätte ich lieber als Mensch gehabt, doch ich mußte mich mit der verdammten Tatsache nun einmal abfinden und das Beste daraus machen, wie eben hier, wo wir sie als Spürhund einsetzten.

Natürlich hielt sie sich nicht an normale Wege oder Straßen. Sie führte uns quer durchs Gelände, das jetzt nicht mehr bretteben und flach war, sondern ein wenig abstieg. Nadine war eine gute Führerin, die zielsicher ihren Weg fand und kleinere Wälder oder dicht beieinanderstehende Baumgruppen kurzerhand umging.

So konnten wir mit dem Bentley problemlos folgen. Der Wagen, von mir sacht gesteuert, schaffte auch schwierige Passagen.

Wir entdeckten einen Pfad. Geschaffen worden war er durch breite Treckerreifen. Sie hatten im Boden tiefe Spuren hinterlassen, in denen das Wasser stand.

Den Weg nahmen wir. Mir tat mein Wagen leid, als er sich durch die Spuren quälen mußte. Wir wurden durchgeschaukelt, und manchmal hörten wir das Blech des Fahrzeugs regelrecht stöhnen.

Wir bewegten uns mitten durch das Gelände und hielten die Augen offen.

Zudem wollte ich Nadine im Auge behalten. Hin und wieder huschte sie durch die beiden Lichtlanzen, blieb stehen, schaute kurz zurück, wobei ihre Augen jedesmal leuchteten, und sprang dann meist schnell weiter.

Im zweiten Gang krochen wir dahin. Bis ich plötzlich stoppte und Bill mich überrascht nach dem Grund fragte. Auch Suko schaute mich verwundert an. Ich aber deutete nach links, wo ein Holzpfahl wie ein dünner Finger aus dem Boden wuchs. Am Ende des Pfahls sahen wir ein Brett. Es bestand aus verblichenem Holz, und die Schrift darauf war kaum zu entziffern. Wir mußten mehr raten.

Bill öffnete im Fond die Tür und beugte sich heraus. »Es geht um den Steinbruch«, meldete er, »wenigstens lese ich das daraus.«

»Das muß ihr Ziel sein«, bemerkte Suko.

Der Meinung war ich auch, löschte jetzt die beiden Scheinwerfer und fuhr langsam an.

Bill klappte die Tür zu.

Nadine war ebenfalls stehengeblieben. Als sie merkte, daß sich unser

Wagen wieder in Bewegung setzte, lief auch sie vor. Jetzt krochen wir merklich dahin. Keiner sprach ein Wort. Die Spannung stieg. Nur unser flacher Atem war zu hören.

Würde es klappen? Konnten wir Lupina und vielleicht auch ihren Sohn erwischen?

Es wäre gut. Noch besser allerdings wäre es, wenn es uns gelang, die beiden Vampire als eine Art Zugabe zur Hölle zu schicken.

Das blieben vorerst Wunschträume.

Die Sicht war schlechter geworden. Nur der Mond warf seine fahle Helligkeit auf die Erde.

Wir hatten die Scheiben nach unten fahren lassen, weil wir unbedingt auf verräterische Geräusche achten wollten. Und die hörten wir. Es begann mit einem Knurren.

Wütend und irgendwie drohend wirkte es auf uns. Sofort ging ich vom Gas, der Wagen rollte trotzdem noch weiter, und bevor er stand, gab es eine Kollision. Nicht mit dem Wolf Nadine, sondern mit einer blondhaarigen Gestalt, die rechts von uns erschien, vor die Kühlerschnauze sprang, von ihr erfaßt und zurückgeschleudert wurde.

Ich hatte sie nur schattenhaft gesehen, aber ich wußte, wen ich vor mir hatte.

Den blondhaarigen Vampir.

Schon ging es weiter.

Nadine Berger erschien aus dem Dunkel. Ein leuchtendes Augenpaar zuerst nur, dann der Schatten, und im nächsten Augenblick prallte der Wolf gegen den Blutsauger, der auf den Knien hockte und sich erheben wollte.

Im Nu entspann sich ein harter Kampf.

Vielleicht hätten wir schneller reagiert, wenn der Vampir versucht hätte zu flüchten. So stießen wir normal die Türen auf und schwangen uns aus dem Fahrzeug. Vor dem Bentley kämpften die beiden. Zum ersten Mal erlebte ich Nadine Berger und wie sie ihre spitzen Zähne einsetzte. Der Blutsauger hatte es noch nicht geschafft, sich unter Nadine wegzurollen. Er lag halb auf der Seite und halb auf dem Rücken auf dem Boden, während die Wölfin über ihm stand.

Ein Mensch hätte geschrien und wäre verletzt worden, denn für Nadine war der Vampir ein Feind, den sie ausschalten mußte. Und deshalb griff sie ihn mit aller Härte an, zu der sie fähig war.

Sie biß mehrere Male schnell hintereinander zu. Wir hörten, wie Stoff knirschend riß, und nicht nur der Stoff war es. Die spitzen Zähne drangen auch in die Haut des blondhaarigen Vampirs, wo sie Zugriffen wir harte Eisenklammern. Ein Blutsauger verspürt keine Schmerzen mehr. Es sei denn, er wird mit den Waffen attackiert, die für ihn tödlich sind. Über einen Biß konnte er nur lachen. Als Nadines erste Angriffswut verraucht war und sie bemerkte, daß ihr Gegner noch

immer lebte, da wunderte sie sich. Sie sprang zurück und stieß mit ihrem Rücken gegen die Stoßstange unseres Wagens. Wir hatten einen kleinen Kreis um die Kämpfenden gebaut und sahen mit an, wie der Vampir sich auf die Füße stemmte.

Der fast volle Mond gab genügend Licht, um ihn genau erkennen zu können.

Ein bleiches Gesicht. Fahl das Haar. Der helle Anzug war schmutzig, das Gesicht verzerrt. Halboffen stand der Mund, zwei spitze Zähne schauten aus dem Oberkiefer. An einigen Stellen schimmerte blanke Haut durch die von Bissen zerrissene Kleidung. Nadines Zähne hatten ihn auch im Gesicht getroffen.

Er fauchte. Wie ein Tier reagierte er und hatte seine Blicke auf Nadine fixiert.

Die griff wieder an.

Sie hatte sich zuvor zurückgezogen, jetzt aber merkten Suko und ich die Bewegung, als die Wölfin zwischen uns hindurchsprang und dem Blutsauger an die Kehle wollte. Trent hatte die Arme erhoben und die Hände zusammengelegt. Als Nadine heran war, ließ er sie fallen. Der Hammerschlag jagte in den Nacken der Wölfin. Für einen Moment hatte ich schreckliche Angst, daß es dem Blutsauger gelungen war, die Nackenwirbel zu brechen. Nadine konnte sich auf ihren Läufen nicht mehr abstützen, die Wucht trieb sie in die Knie, und der Vampir sah dies als einen halben Sieg an.

Er setzte allerdings nicht nach, sondern zog sich zurück in die Dunkelheit.

Damit überraschte er Bill, Suko und mich. Wir hatten sowieso noch nicht eingegriffen, da jeder von uns irgendwie fasziniert gewesen war, diese Auseinandersetzung zu beobachten. Es war ein wirklicher Kampf der Bestien, auch wenn ich Nadine nicht als Bestie ansah, für die meisten Menschen jedoch war sie eine, und sie hatte unter dem Schlag des Vampirs zu leiden, denn noch immer war sie benommen, taumelte zwar hoch, aber sie hatte nicht den richtigen Stand. Ich half ihr und streichelte sie.

»Den hol ich mir!« kreischte Bill Conolly.

Seine Waffe hatte er längst gezogen. Er wollte dem Vampir nach, wurde jedoch von Suko festgehalten.

Den Grund erfuhren wir sofort, denn der Chinese hatte als einziger von uns vernünftig und real gedacht. »Der hat noch seine MPi!«

Auf einmal wußte ich, weshalb der Vampir so schnell und hastig geflohen war. Nicht weil er einsah, auf der Verliererstraße zu sein, er wollte seine Waffe holen. Als Suko die Worte gesprochen hatte, wurde uns auch klar, daß wir ein hervorragendes Ziel boten. Und wie auf Kommando tauchten wir nach verschiedenen Seiten in die Dunkelheit.

Ich regte mich furchtbar auf. Diese ganze Aktion hier hätte nicht zu

sein brauchen. Ein Stich mit dem geweihten Silberdolch ins Herz, und den Blutsauger hätte es gegeben. So aber konnte er uns noch das Leben schwer machen. Nur - wo steckte er?

Da wir nicht auf der Stelle blieben, sondern uns voranbewegten, hätten wir eigentlich auf ihn treffen müssen. Großartige Deckungen, hinter denen man sich verstecken konnte, gab es hier nicht.

Ich ging so leise wie möglich weiter und näherte mich dem Rand des Steinbruchs. Sehen konnte ich ihn noch nicht, aber ich fühlte, daß wir nicht mehr weit entfernt waren. Bill und Suko hielten sich irgendwo hinter mir auf und deckten meinen Rücken. Auch sie würden sofort eingreifen, wenn sich der Blutsauger zeigte. Diesmal gab es kein Zögern mehr. Der Vampir mußte vernichtet werden. Ich entdeckte nicht ihn sondern ein Fahrzeug. Den Umrissen nach zu urteilen, konnte es ein Rover sein, der am Rand des Steinbruchs parkte. Welche Funktion er außer als Transportmittel noch zu erfüllen hatte, merkte ich in den nächsten Sekunden.

Der Vampir hatte sich im Wagen versteckt. Der Grund wurde mir sehr schnell klar.

Er wollte gutes Büchsenlicht haben, und das hatte er, als er die Scheinwerfer aufleuchten ließ. Und er hatte verdammt gut gezielt.

Die beiden Lichtlanzen zerteilten nicht nur die Dunkelheit, eine von ihnen traf mich. Ich wurde geblendet, dachte an die Maschinenpistole, die unser Gegner unter Umständen noch besaß, und hechtete in die Dunkelheit. Ich hatte den Boden noch nicht berührt, als ich den Blutsauger schreien hörte. In seinen Schrei mischte sich das häßliche Rattern der Schußwaffe.

Viel konnte ich nicht sehen, der Übergang vom Hellen ins Dunkle war zu schnell gewesen, aber ich erkannte doch, wie die Geschosse den Boden aufwühlten und sich auf mich zu bewegten.

Dieser verdammte Blutsauger streute.

Noch ein Sprung.

Das war genau einer zuviel.

Meine vorgestreckten Hände prallten nicht auf den Boden, sondern griffen ins Leere. Im Bruchteil einer Sekunde wurde mir klar, was geschehen war. Ich hatte mich mit diesem letzten Satz selbst über den Rand des Abhangs katapultiert und fiel in die Tiefe…

***

Bill und Suko hatten einen Bogen geschlagen und den Vampir nicht auf dem direkten Weg verfolgt wie John Sinclair. Eine normalerweise gute Taktik, nur für diesen speziellen Fall war sie nicht so geeignet, das merkten die beiden sehr bald. Plötzlich stachen die beiden hellen Streifen in die Dunkelheit, erfaßten John, der sich sofort in Sicherheit brachte, was auch verdammt nötig war, denn eine Maschinenpistole

begann mit ihrer tödlichen Melodie.
Der Schütze hatte es sehr geschickt angestellt und sich hinter dem offenstehenden Wagenschlag verborgen. So konnte er nicht sofort entdeckt werden. Frei kam er zum Schuß.
Suko und Bill bewegten sich wie Wiesel. Ohne sich zuvor verständigt zu haben, wußte jeder von ihnen, was er zu tun hatte. Geduckt und so rasch es ging, jagten sie von zwei Seiten auf das Ziel zu.
Aber noch jemand war da. Die Wölfin!
Und Nadine war schneller als Suko und Bill. Sie hatte einen Bogen geschlagen und befand sich im Rücken des Blutsaugers, der sich allein auf seine zweibeinigen Gegner konzentrierte. Als er die Gefahr ahnte, war es bereits zu spät. Die Wölfin flog wie ein tödlicher Schatten heran. Sie sprang ihn von hinten an, landete auf seinem Rücken und schlug ihre Fangzähne in das Genick des Wiedergängers.
Hart biß sie zu, riß und zerrte, so daß sich der Vampir nicht mehr halten konnte und zur Seite gedrückt wurde. Das Schießen verstummte.
Der Blutsauger ließ seine Maschinenpistole los, um beide Hände frei zu haben, damit er sich verteidigen konnte. Nadine knurrte und hechelte. Die Geräusche blieben nicht ungehört. Sie wurden auch von Suko und Bill vernommen, die sich beide beeilten, so rasch wie möglich den Wagen zu erreichen.
Der Reporter war zuerst da.
Er sah, daß sich die Wölfin festgebissen hatte. Der Vampir lag auf dem Boden, er schlug um sich, bewegte heftig Arme und Beine und versuchte mit allen Mitteln, sich auf den Rücken zu wälzen, damit er sich effektiver wehren konnte. »Laß ihn!« schrie Bill.
Nadine gehorchte. Sie sprang heftig zurück, so daß ihr Körper sich nicht mehr im Weg befand. Bill hatte freies Schußfeld.
Die gesamte Zeit über hatte er seine Beretta in der Hand gehalten. Als der Vampir merkte, daß ihn die Fangzähne nicht mehr hielten, drehte er sich herum, kam tatsächlich auf den Rücken zu liegen und nahm als letztes Bild in seinem untoten Dasein die hochaufgerichtete Gestalt vor sich wahr, die eine Waffe in der rechten Hand hielt und die jetzt senkte, damit die Mündung auf die Brust des Blutsaugers wies. Da schoß Bill.
Das fahle Mündungslicht war für den Vampir ein Totenfeuer. Er schaute hinein und spürte den mörderischen Aufschlag der Silberkugel, der ihn schockte. Dann kam der Schmerz. Und mit ihm der Schrei.
Dumpf drang er aus dem Maul des Blutsaugers. Der Vampir bäumte sich auf, sein Gesicht war schrecklich verzerrt. Die Hände hatte er auf das Einschußloch gepreßt, als wollte er versuchen, das geweihte Silbergeschoß aus seinem Körper zu reißen.

Das schaffte er nicht mehr.

Wie die Flamme eines Feuerzeugs vom Wind ausgeblasen wurde, so verlöschte auch sein Leben. Zu Staub zerfiel er nicht, dazu war er noch nicht lange genug ein Blutsauger gewesen, seine Gesichtszüge glätteten sich nur, dann war es vorbei. Es gab einen Blutsauger weniger auf der Welt…

***

Bill und Suko konnten aufatmen. Der Chinese war inzwischen herangekommen und sah, daß er nicht mehr einzugreifen brauchte. Die Wölfin trottete auch näher. Sie rieb ihren Körper an Bills Beinen.

»Und wo ist John?« fragte der Reporter.

Suko hob die Schultern. Für einen Moment zeichnete sich auf seinem Gesicht Erschrecken ab.

Der Reporter dachte nach. Er drehte sich halb und streckte seinen linken Arm aus. »Ich meine, daß ich ihn dort etwa gesehen hätte.«

Suko folgte mit seinem Blick der angezeigten Richtung. Dann ballte er seine rechte Faust und sagte: »Bill, das ist verflucht nahe am Abgrund gewesen. Ich fürchte, zu nahe…«

Mehr brauchte Suko nicht zu sagen, denn der Reporter wußte auch so Bescheid…

***

Lady X hatte sich zurückgezogen. Sie war nicht in der Nähe des Rovers geblieben, denn sie fürchtete, daß es dort zu Kampfhandlungen kommen konnte, die ihr außer Kontrolle glitten. Wenn es tatsächlich Sinclair und sein Partner waren, die sich dem Steinbruch näherten konnte dies für sie tödlich werden. Das wollte sie auf keinen Fall. Sie mußte überleben. Um jemanden aufzuhalten, hatte sie ihren Partner. Wenn er draufging, empfand sie das als nicht schlimm. Die ehemalige Terroristen hatte ein sehr feines Gehör. Sie war stehengeblieben, hatte sich geduckt, damit sie sich nicht allzu stark vom Boden abhob, und lauschte nur. Ja, da wurde gekämpft.

Aber sie hörte auch Schritte. Einer zog sich zurück. Bestimmt nicht Sinclair, dafür kannte sie den Geisterjäger gut genug. Der gab nicht so schnell auf. Wahrscheinlich war es Trent.

Sie hatte den Gedanken kaum formuliert, als zwei helle Lichtstrahlen das Dunkel durchschnitten. Scheinwerfer!

Und da ratterte schon die MPi. Es war ihre eigene Waffe, sie erkannte den Klang genau. Trent versuchte sich mit allen Mitteln zu wehren. Sie sah für einen winzigen Moment einen Körper durch die Luft fliegen und glaubte, John Sinclair erkannt zu haben. Hundertprozentig sicher war sie allerdings nicht. Das machte auch nichts. Für sie zählte nur der Erfolg. Wie er erreicht wurde und wer dabei auf der Strecke blieb, war ihr im Endeffekt egal. Sie wollte Lupina ausschalten. Um

andere kümmerte sie sich nicht mehr. So konnte man es als eine zwangsläufige Folge bezeichnen, daß sie sich zurückzog. Geduckt hastete sie parallel zur Südseite des alten Steinbruchs entlang. Sie wollte dorthin, wo das Gelände flacher wurde und sich ein großer Weg befand, der aus dem Kessel führte. Dort standen ihre Chancen am besten!

***

Nicht zum erstenmal stürzte ich über den Rand eines Hangs. Ich war schon über Klippen gefallen und von einem Baum aufgefangen worden. Hier jedoch wuchs kein Baum, ich hatte trotzdem Glück.

Es ging nicht steil in die Tiefe, sondern sanft wie auf einer Rutschbahn. Kontakt mit dem Boden hatte ich immer, auch wenn er glitschig und rutschig war.

Lehm, zum Teil mit Unkraut bewachsen, bildeten eine seifige Spur, auf der ich keinen Halt finden konnte. Mit dem Kopf voran glitt ich in die Tiefe. Dabei breitete ich die Arme und Beine aus, versuchte Halt zu finden, wollte mich abstützen, doch die Geschwindigkeit war einfach zu groß. Meine Bemühungen kehrten sich ins Gegenteil um. Ich überschlug mich.

Sekundenlang wußte ich nicht, wo oben und unten war, die gesamte Welt war ein Kreisel, und ich konnte nur dankbar sein, daß der Boden unter mir vom Regen aufgeweicht war. So holte ich mir wenigstens keine schweren Verletzungen. Sekunden dehnten sich. Sie wurden zu kleinen Ewigkeiten. Irgendwann mußte diese unfreiwillige Schußfahrt doch mal ein Ende haben! Zudem dachte ich an den See, der sich im Tal gebildet hatte. Wenn es mir nicht gelang zu stoppen, rutschte ich voll hinein.

Ein Vollbad würde mich zwar reinigen, darauf konnte ich verzichten.

Meine größte Sorge war, heil und mit nicht gebrochenen Knochen unten anzukommen.

Die Rutschpartie ging weiter. Auch mein Kampf gegen sie.

Hin und wieder gelang es mir, sie ein wenig abzustoppen, indem ich mich einstemmte, doch aufhalten konnte ich meine unfreiwillige Reise nach unten nicht.

Ich dachte auch daran, daß ich wie auf dem Präsentierteller lag. Wenn jetzt jemand günstig stand und eine Waffe in der Hand hielt, konnte er mich abschießen.

Womit ich kaum noch gerechnet hatte, traf tatsächlich ein.

Meine Reise verlangsamte sich. Augenblicklich half ich mit, sie völlig zu stoppen. Dazu benutzte ich wieder Arme und Beine.

Ich breitete sie aus, stemmte mich ein, mein Körper bildete dabei ein X, und es gelang mir in der Tat, die Rutschpartie zu beenden, bevor ich in das eiskalte Wasser des Baggersees tauchte.

Viel hatte allerdings nicht gefehlt. Vielleicht zwei lange Schritte vor mir schimmerte dunkel und irgendwie geheimnisvoll das Wasser. Ich atmete auf, als ich mich erhob und erst einmal mit zitternden Gliedern sitzenblieb. So eine unfreiwillige Rutschpartie ist nicht gerade eine alltägliche Sache. Ich hatte einen kleinen Schock erlitten, als ich so plötzlich über den Rand fiel und mir aus eigener Kraft nicht mehr helfen konnte. Das mußte ich erst einmal überwinden. Ein paarmal atmete ich tief durch. Lange durfte ich auch nicht sitzenbleiben, wer konnte wissen, was hier noch alles auf mich lauerte?

Der Steinbruch war ziemlich groß, das konnte ich trotz der Dunkelheit erkennen. Im Moment allerdings interessierte er mich nicht, ich wollte wissen, was mit meinen Freunden geschehen war.

Mein Blick glitt den steilen Hang hoch, den ich heruntergerutscht war. Im nachhinein noch begann ich zu zittern, denn er sah richtig gefährlich aus, und ich mußte mich eigentlich freuen, die letzte Minute unbeschadet überstanden zu haben. Die Umrisse meiner Freunde hoben sich nicht vor dem Rand der Klippen ab. Bill und Suko hatten sich wahrscheinlich zurückgezogen, und ich hoffte, daß sie den Vampir geschafft hatten.

Das war nur ein Gegner.

Wir hatten es allerdings mit der dreifachen Menge zu tun. Da war erst einmal Lupina, die sich bestimmt ganz in meiner Nähe aufhielt. Hinzu kam Orapul, ihr Sohn. Den hatte sie sicherlich gefunden. Und ich verwettete mein Silberkreuz, daß sich auch Lady X in der Nähe herumtrieb.

Als mir mein Silberkreuz in den Sinn kam, handelte ich sofort, zog es unter meiner Kleidung hervor und hängte es mir offen vor die Brust. Jetzt war mir wohler. Mit müden Knochen richtete ich mich auf. Mir wurde bewußt, daß ich die Rutschpartie doch nicht ohne Schaden überstanden hatte. An den Oberschenkeln spürte ich Schmerzen und ebenso an den Hüften. Auch die Arme taten weh. Das paßte mir überhaupt nicht, war aber nicht zu ändern. Wenn ich nach vorn schaute, dann erkannte ich, daß sich der Steinbruch in diese Richtung hin öffnete. Er war nur von drei Seiten zu, schließlich mußten die schweren Transportwagen einen Weg finden, um das Gelände zu verlassen, da sie nicht an den Hängen hinaufkriechen konnten. Der Weg begann dort, wo der See aufhörte. Ich sah Lehmhügel, die wie Buckel wirkten und unregelmäßig verteilt im Gelände standen.

Für Gegner eigentlich ideale Deckungsmöglichkeiten, also rechnete ich damit, daß eventuell dort jemand auf mich lauerte. Ich hoffte auch auf die Hilfe meiner beiden Freunde. Ob sie meinen Fall gesehen hatten, war fraglich. Wenn nicht, brauchten sie jedoch nur eins und eins zusammenzuzählen, um zu einem Ergebnis zu gelangen. Sicherlich würden sie sich am Rand des Abgrunds zeigen. Wenn sie in

die Tiefe schauten, mußten sie mich entdecken. Ich machte mich auf den Weg.

Er führte immer dicht am See entlang. Manchmal so nah, daß der schräge Lehmhang mit seinen Ausläufern fast bis zum Wasser reichte, so daß ich gezwungen war, mich über die seifige Unterlage weiter zu bewegen. Dabei fiel mir auf, daß der Name Steinbruch eigentlich falsch war. Steine waren hier nicht abgebaut worden, sondern nur Lehm oder Ton. Mit jedem Schritt, den ich zurücklegte, stieg die Spannung. Es lag etwas in der Luft, das merkte ich genau. Zudem paßte die gespenstische Szenerie dazu. Die Dunkelheit, die hellen Mondlichtstreifen, die das Wasser trafen und auf der Oberfläche blitzende Reflexe erzeugten. Nach jedem dritten Schritt etwa schielte ich rechts zum Beginn des Hangs hoch. Von Bill und Suko war nichts zu sehen. Die ließen sich Zeit. Hoffentlich nicht zuviel. Dann mußte ich auch an Nadine Berger denken und fragte mich, wo die Wölfin wohl steckte.

Als hätte es zwischen mir und ihr eine Gedankenübertragung gegeben, so entdeckte ich nach einem weiteren Rundblick rechts oben am Abhang den Schatten. Sie kam.

Auch die Wölfin hatte es schwer, einen Halt zu finden. Ich war stehengeblieben und beobachtete sie, wie sie sich vergeblich bemühte, die Geschwindigkeit zu drosseln. Sie schaffte es nicht. Es erging ihr dabei wie mir. Sie überschlug sich und rollte weiter, aber es gelang ihr, sich zu fangen, bevor ihr das Mißgeschick passierte und sie in den Baggersee fiel. Etwa fünf Schritte vor mir war ihre Rutschpartie zu Ende. Sofort lief ich auf sie zu.

Ihr Fell war ebenso verschmiert wie meine Kleidung. Sie sah mich aus ihren menschlichen Augen an und leckte mit ihrer langen Zunge über meine ausgestreckte Hand. Nadine suchte immer die Körpernähe und die Berührung. Sie brachte mir die gleichen Gefühle entgegen wie damals als Mensch.

»Komm, laß uns gehen«, sprach ich sie an. »Wir müssen nur vorsichtig sein, die anderen lauern sicherlich auf uns«

Die Wölfin lauschte meinen Worten, bewegte dann den Kopf, als hätte sie alles genau verstanden. Ein verloren wirkendes Lächeln glitt über mein Gesicht, da ich wieder an die Vergangenheit denken mußte, als die Wölfin Nadine noch die Filmschauspielerin Nadine Berger gewesen war.

Ob es für sie je ein Zurück gab, wußte ich nicht. Ich gab die Hoffnung trotzdem nicht auf. Irgendwann in ferner Zukunft konnte es sicherlich gelingen, sie wieder in einen Menschen zu verwandeln.

Es waren verrückte Gedanken, die mich beschäftigten, dabei hatte ich wirklich etwas anderes zu tun, als darüber nachzusinnen. Unterbrochen wurden meine Gedanken durch Nadine Berger.

Die Wölfin stieß ein Knurren aus. Mittlerweile hatte ich mich daran gewöhnt, und ich konnte unterscheiden, wie das Knurren gemeint war.

Dies hier klang gefährlich, irgendwie bösartig und warnend zugleich.

Waren die anderen in der Nähe?

Unwillkürlich legte ich die Finger meiner linken Hand um das Kreuz.

Die Berührung tat gut. Ich spürte das warme Silber an meiner Haut. Es gab mir die Kraft, nicht aufzugeben, sondern weiterzugehen, was immer geschah.

Noch vorsichtiger wurde ich. Auch langsamer, denn ich konnte das Ende des Sees bereits erkennen und das dahinter liegende Gelände. Erst jetzt waren die Umrisse zu identifizieren. Getäuscht hatte ich mich auch aus der Entfernung nicht. Es waren tatsächlich Lehmhaufen, die in die Höhe wuchsen. Kleine Hügel, die man nicht mehr abgetragen hatte, nachdem der Betrieb im Steinbruch eingestellt worden war. Und noch etwas sah ich. Eine alte Baubude.

Selbst bei diesen Lichtverhältnissen wirkte sie noch schäbig. Das Holz war feucht, brüchig und baufällig. Ein Teil des Dachs hatte sich gelöst und war zur linken Seite weggekippt. Eine Tür sah ich nicht mehr. Nur noch ein großes Viereck. Und innerhalb des Vierecks glühte ein Augenpaar. Die Werwölfin lauerte dort!

Nein, es war nicht Lupina, denn einen Atemzug später löste sich die Gestalt. Pechschwarz mit kalten Augen, einem buschigen Fell und fast so groß wie ein Löwe. Lupinas Sohn!

***

Bill Conolly und Suko machten sich verständlicherweise Sorgen. Nachdem sie die nähere Umgebung noch einmal schnell und gründlich abgesucht hatten und keinen Erfolg verzeichnen konnten, gelangten sie zu dem Schluß, daß sich ihr Freund nur auf dem Grund des Steinbruchs befinden konnte. Sie schauten nach.

Suko hatte die schärferen Augen. Er entdeckte John sofort, stieß Bill an und deutete schräg nach unten. »Tatsächlich«, flüsterte der Reporter, »da ist er.«

»Und ihm scheint nichts passiert zu sein, denn er geht normal«, kommentierte der Chinese.

»Genau.«

Ihre Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, da sich rechts von ihnen etwas bewegte. Ein Tier rutschte den Hang hinunter, und die beiden Männer erkannten Nadine. Sie sahen, wie die Wölfin dicht neben John Sinclair stehenblieb und von ihm gestreichelt wurde.

»Sollen wir auch den Weg nehmen?« fragte Bill.

Suko hatte sich für einen anderen entschieden. Seinem Partner und Freund drohte momentan keine unmittelbare Gefahr, Lupina oder

deren Sohn als auch Lady X waren nicht zu sehen, deshalb entschlossen sich Bill und Suko, den normalen Weg zu nehmen.

»Das wird aber dauern«, beschwerte sich Bill.

»Wenn wir schnell laufen, nicht.«

Der Reporter hob die Schultern. Im Prinzip hatte Suko recht. Es war wirklich besser, wenn sie von der anderen Seite, also dem Ausgang des Steinbruchs, eingriffen, dann konnten sie ihre Gegner in die Zange nehmen.

Für Bill und Suko gab es kein Zögern mehr. Zuviel Zeit war schon verlorengegangen, jetzt geizten sie mit jeder Sekunde. Suko war besser im Training als der Reporter. Er lief voran und hielt sich dabei dicht am Rand des Steinbruchs. Beide stellten fest, daß sich das Gelände senkte. In den letzten Sekunden hatten es beide versäumt, einen Blick in das Tal zu werfen. Das holte Bill jetzt nach, und er schaute in dem Moment zu, als sich Orapul aus der Bauhütte löste und mit weiten Sprüngen seinen Feinden entgegenhetzte.

»Suko!« schrie Bill Conolly.

Er raste heran.

Ein wildes, mörderisch zu nennendes Tier und trotzdem prachtvoll anzusehen in seiner animalischen Schönheit, dem pechschwarzen Fell und dem großen Kopf, der schon an den eines Löwen erinnerte.

Ich war fasziniert von dieser Bestie und vergaß das Kreuz als auch die Silberkugel-Beretta. Denn ich mußte immer nur schauen. So hätte ich mir Orapul nicht vorgestellt. War er überhaupt ein Werwolf?

Verrückte Gedanken, die mir in diesen Augenblicken durch den Kopf schossen, denn es war wirklich nicht der richtige Zeitpunkt, darüber nachzudenken. Es zählte nur, daß ich mich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich brachte, denn Lupinas Sohn wollte nicht mit mir spielen, er wollte mein Leben. Das hatte ihm seine Mutter oft genug eingeimpft. Jetzt, dicht vor dem Ziel, dachte er nicht daran, zurückzuweichen. Die Entscheidung mußte fallen.

Als ich das bemerkte, war es schon zu spät. Ich hatte mich von dem Anblick des wilden Tieres so hinreißen lassen, daß es mir nicht mehr gelang, die Beretta hochzureißen. Er mußte mich einfach erreichen, wenn er sich jetzt abstieß. Es ging um Sekunden. Vielleicht sogar um eine noch geringere Zeitspanne als diese. Das begriff Nadine.

Für sie war ich die Person, die sie schützten mußte, und der Wolf war ihr Feind.

In seiner Größe überragte er sie. In einem Kampf hätte sie keine Chance gehabt, trotzdem warf sie ihr Leben in die Waagschale, um mich zu retten.

Weit hatte der heranstürmende Wolf seinen Rachen aufgerissen. Es erinnerte mich an einen roten Schlund, in den ich tief hineinschauen konnte. Die Zunge sah aus wie ein Lappen aus Feuer, die hellen Zähne

hatten etwa die doppelte Länge von denen der Nadine Berger. Die Wölfin stieß sich ab.

Inzwischen war Zeit genug vergangen. Sie hatte wieder Kräfte sammeln können und den Zeitpunkt eines Angriffs genau abgepaßt. Bevor Orapul mich erreichte, prallte Nadine gegen ihn.

Beide waren schwere Tiere, und beide hatten all ihre Kraft eingesetzt. Mitten in der Luft kollidierten sie, ich hörte das Klatschen und ging unwillkürlich einen Schritt zurück. Für einen Augenblick schienen sie in der Luft stehenbleiben zu wollen, dann fielen sie zurück, prallten zu Boden, und dort entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, der etwas von einer grausamen Faszination für mich hatte. Im nächsten Moment wurde die gespannte Stille von einem wilden Fauchen, Knurren und Hecheln unterbrochen.

Die beiden Tiere kämpften verzweifelt. Sie bissen wild um sich, schlugen mit den Läufen, versuchten sich ihre Zähne gegenseitig in das Fell zu hacken und waren wie zwei Teufel. Auf dem Boden wurde der Lehm hochgewirbelt. Die Tiere hatten sich ineinander verbissen, sie bildeten ein wirres Knäuel, das sich rasend schnell bewegte, so daß ich keine Gelegenheit hatte, in den Kampf einzugreifen, weil alles zu schnell ging, denn einmal lag Nadine oben, und in der gleichen Sekunde drehte sie sich, so daß Orapul die obere Stellung einnahm.

Ich ging zögernd zwei Schritte, hatte mein Kreuz jetzt in die Hand genommen und versuchte es gegen das Fell des dämonischen Wolfs zu pressen. Nadine würde nichts passieren, denn sie konnte das Kreuz berühren, das wußte ich. Der Kampf wurde mit einer erschreckenden Erbarmungslosigkeit geführt. Das Knurren und Hecheln wurde lauter, gefährlicher, dann spritzte Blut, und an einigen Stellen war das Fell der Wölfe naß.

Nadine lag öfter auf dem Boden, und ich merkte, daß ihre Kräfte langsam nachließen, der andere war zu stark. Sie konnte den Kampf nicht gewinnen. Ich mußte selbst eingreifen!

Der Plan war einfach, doch riskant. Weil alles nicht mehr half, wolle ich mich über die beiden Wölfe werfen und sie mit dem Kreuz attackieren. Die Wahrscheinlichkeit, schon beim ersten Angriff den richtigen zu treffen, war groß. Zu lange hatte ich gezögert, denn Nadine machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Bevor ich den Kampf für eine Seite entscheiden konnte, hatte sie ihre Kräfte gesammelt, und es gelang ihr tatsächlich, den schweren Körper des Schwarzwolfs von sich zu stoßen. Genau in dem Augenblick, als er sein Maul weit aufgerissen hatte und die langen Zähne in Nadines Hals schlagen wollte. Das Gebiß verfehlte die Wölfin. Jetzt war sie an der Reihe.

Noch einmal stieß sie zu und wuchtete den Körper in die Höhe. Orapul prallte zu Boden, überrollte sich und kam sofort wieder hoch,

allerdings hetzte er auf einen der Lehmhügel zu, auf dessen Spitze er stehenblieb.

Meine Aufmerksamkeit wurde von Nadine in Anspruch genommen. Ob Orapul blutete, konnte ich nicht erkennen, bei Nadine sah ich jedoch trotz der schlechten Beleuchtung die Wunden. Wo sie sich befanden, schimmerte das Fell naß. Auch war die letzte Aktion über ihre Kräfte gegangen. Nadine schaffte es nicht mehr, sich zu erheben, und knickte immer wieder zusammen, wenn sie sich auf den Läufen halten wollte. So wurde sie für Orapul eine leichte Beute. In mir vereiste etwas. Sollte mir Nadine durch die Bestie endgültig genommen werden?

Der Haß auf Orapul wurde zu einer lodernden Flamme. Plötzlich wollte ich ihn nicht mehr mit dem Kreuz erledigen, sondern mit mehreren Silberkugeln vom Hügel putzen. Es war ein ehrliches Vorhaben, doch ich konnte es nicht ausführen, denn die Ereignisse überstürzten sich wieder einmal. Ich hatte bereits den Arm ausgestreckt, als ich eine zweite Gegnerin sah. Sie mußte ebenfalls im Schuppen gelauert haben und jagte daraus hervor.

Es war Lupina!

»Halt, John Sinclair!« brüllte sie und hetzte in langen Sprüngen von der linken Seite her auf mich zu. Ich zögerte wirklich.

Diese Chance nutzte sie eiskalt, brachte sich mit einem gewaltigen Sprung zwischen ihren Sohn und mich, breitete ihre Arme aus und schaute mich an.

»Wenn du ihn töten willst, mußt du erst mich erledigen!« sagte sie keuchend, und ihr Gesicht verzerrte sich. »Dann räume ich euch beide aus dem Weg!«

»Wirklich? Willst du mich wirklich erledigen? Denkst du nicht mal daran, daß wir uns einmal etwas bedeutet haben? Als du in mich verliebt gewesen bist?«

Ich verzog die Lippen. »Komm mir nicht mit solchen Sprüchen, Lupina. Mein Werwolfleben ist und bleibt Vergangenheit. Zudem hat es nur kurze Zeit gedauert. Nicht einmal einen ganzen Tag. Darauf kannst du nicht bauen, du bist eine Feindin und gehörst zur Mordliga!«

»Nicht mehr, John Sinclair!«

Ich zielte so, daß ich über den Waffenlauf hinweg ihren Kopf sehen konnte. »Seit wann das denn nicht?«

»Ich habe mich von Morasso getrennt und gehe meinen eigenen Weg.«

»Auf dem ebenfalls Opfer zurückbleiben«, erwiderte ich kalt. »Nein, Lupina, zwischen dir und mir gibt es nichts Gemeinsames mehr, das solltest du längst gemerkt haben. Wir sind Feinde und werden es auch immer bleiben. Ich habe mir geschworen, die Mordliga zu vernichten.

Wenn ich dich töte, dann habe ich meinen Schwur bereits zur Hälfte erfüllt!«

Die Worte schienen sie zu beeindrucken, denn sie duckte sich etwas. Gleichzeitig hörte ich rechts von mir ein herzzerreißendes Jaulen, das Nadine ausgestoßen hatte.

»Nein!« flüsterte ich. »Nein, nein, nein. Ihr kommt hier beide nicht weg. Du nicht, Lupina, und auch nicht dein Sohn!«

Sie lachte plötzlich. Es klang schrill und wild. Ich sah dafür keinen Grund, doch Lupina lieferte nur umgehend die Antwort.

»Ja, ich bin Orapuls Mutter, aber weißt du, wer sein Vater ist, John Sinclair?«

»Keine Ahnung!«

»Dann will ich es dir sagen. Der Fenriswolf ist sein Vater. Fenris, der Götterwolf, dieses ungemein kräftige und starke Wesen, vor dem sich selbst die Götter gefürchtet haben und das sie nicht immer unter Kontrolle halten können. Er ist Orapuls Vater, und er wird sich schrecklich rächen, wenn du seinem Sohn etwas antust!«

Jetzt wußte ich, wer der Vater war. Fenris, der Götterwolf. Gegen ihn hatte ich ebenfalls gekämpft. Wie oft war mir schon gesagt worden, daß ich irgendwann den Tod finden würde. Bis jetzt lebte ich noch, und deshalb schreckten mich die Worte der Werwölfin nicht besonders.

Kalt erwiderte ich: »Es ist mir egal, wer der Vater deines Sohnes ist. Mich interessiert nur, daß er und du eine Gefahr für die Menschheit darstellen, und das kann ich nicht zulassen!«

Es waren meine letzten Worte, die ich an Lupina richtete, denn nun entschied der Kampf.

Orapul fing damit an. Schon zu lange hatte er auf dem Lehmhügel gesessen und alles mit angehört.

Plötzlich stieß er sich ab.

Das geschah so kräftig und schwungvoll, daß er über seine Mutter hinwegflog, um mich zu treffen. Obwohl ich bewaffnet war und nur abzudrücken brauchte, drehte ich mich zur Seite, denn der Wolf erschien mir so riesig und kompakt, daß ich von Angst erfaßt wurde. Und dann peitschten Schüsse. Am Klang erkannte ich die Berettas. Suko und Bill hatten in den Kampf eingegriffen. Der unheimliche Schwarzwolf wurde durch die Schüsse irritiert, drehte noch in der Luft ab und kam ein paar Körperlängen vor mir entfernt auf.

Was weiter geschah, sah ich nicht, denn auch Lupina griff an.

Und in ihren Angriff gellte ein häßliches, triumphierendes Gelächter, das auch dann nicht aufhörte, als eine rasend schnelle Schußgarbe folgte…

***

Bill Conolly und Suko hatten es nicht ganz geschafft. Ein paar Yards fehlten ihnen zu einem sicheren Schuß. Sie sahen, daß sich die Szene unten am Baggerloch zuspitzte, doch sie waren zu weit entfernt, um verstehen zu können, was gesagt wurde. Nadine lag am Boden. Die Wölfin wirkte so, als könnte sie sich nie mehr erheben. Das erkannte auch Bill Conolly. Er atmete schwer ein und aus, sein Herz pumpte wild. Plötzlich blieb der Chinese stehen. Er hatte zuvor einen Blick nach unten geworfen und gesehen, daß sich der riesige Schwarzwolf abstieß und über Lupina hinweg auf John Sinclair zuhechtete. Suko feuerte. Bill schoß.

Die Echos der Schüsse wetterten über das Wasser. Der Schwarzwolf zuckte einmal zusammen, änderte mitten in der Luft seine Sprungrichtung, kam wieder auf, drehte sich und huschte davon.

»Verdammt, wir sind zu weit weg!« schrie Bill mit sich überschlagender Stimme. »Wir packen es nicht!«

Er hatte recht. Die Schüsse lagen alle zu kurz. Keine Kugel hatte getroffen.

»Weiter!« hetzte Suko.

Doch Bill Conolly blieb stehen, wie vor eine Wand gelaufen. Suko hatte schon abgedreht, er konnte die Gestalt nicht sehen, die sich hinter der Bretterbude löste.

Es war eine weitere Todfeindin des Sinclair-Teams. Lady X! Die Vampirin lachte schrill und wild auf. Sie hielt ihren Trumpf in der Hand. Die mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole. Und sie schoß!

Ich hörte das Knattern der Schüsse, das grausame Lachen und sah vor mir die Gestalt der Lupina wie in einer Großaufnahme auf der Kinoleinwand.

Sie hatte ihre Pranke ausgestreckt, mit den Krallen wollte sie mich zerreißen, doch bevor sie mich berühren konnte, brach das Unheil über sie herein.

Die Garbe aus der MPi traf ihren Rücken voll. Sie schüttelte die Werwölfin regelrecht durch, ihr Gesicht verzerrte sich, der Kopf wurde vor meinen Augen zerschossen, und ich hechtete mit einem gewaltigen Sprung zu Boden, um nicht von den Kugeln getroffen zu werden.

Aus meiner Froschperspektive konnte ich alles sehen. Lupina tanzte unter den Einschlägen der Silbergeschosse. Lady X, denn keine andere war es, hielt voll auf ihre Gegnerin.

»Die Rache der Mordliga!« brüllte sie in das Stakkato der Schüsse hinein. Ich feuerte ebenfalls.

Auf dem Rücken lag ich, stützte mich mit dem linken Ellbogen ab, hatte den rechten Arm ausgestreckt und hielt auf das Mündungsfeuer, wobei ich nicht sicher war, auch getroffen zu haben. Auf jeden Fall brach die mörderische MPi-Garbe plötzlich ab, letzte Echos

verwehten, und das Schweigen des Todes legte sich über den alten Steinbruch. Zwei Sekunden lang schloß ich die Augen. Ich wußte, was ich vorfinden würde, doch ich wollte es mit eigenen Augen sehen.

Im Zeitlupentempo stand ich auf. Nur wenige Schritte brauchte ich, um Lupina zu erreichen. Sie lag vor mir. Tot - vernichtet…

***

Mindestens ein Dutzend Kugeln hatten sie getroffen. Die meisten in den Rücken, und sie war dabei, sich langsam aufzulösen. Von ihrem Gesicht war kaum etwas zu erkennen, das lange blonde Haar war schon stumpf und grau geworden. Ich sah die dicken nassen Flecken in ihrem Fell und die Kreise darum, wo sich Fell und Haut auflösten, denn die geweihten Silberkugeln zerstörten alles.

»Die Rache der Mordliga«, murmelte ich, und es lief mir eine Gänsehaut über den Rücken. »Ihr entgeht niemand.«

Dann wandte ich mich ab. Mitleid empfand ich nicht, obwohl ich tatsächlich einmal in dieses Wesen verliebt gewesen war.

Sie hatte zu viele Menschenleben auf dem Gewissen…

Suko und Bill erreichten mich Minuten später. Beide waren außer Atem, und beide zogen betrübte Gesichter.

Lady X war ihnen entwischt. Ebenso Lupinas Sohn. Er hatte den Tod seiner Mutter miterleben müssen, und sicherlich würde er versuchen, Rache zu nehmen.

Mein Gott, wo sollte das noch alles hinführen?

»Auf jeden Fall besteht die Mordliga jetzt nur noch aus drei Mitgliedern«, zog Bill Conolly das optimistische Fazit. »Das ist doch auch schon was.«

»Aber die drei sind die stärksten«, erwiderte ich. Bill hob die Schultern.

Unser Gespräch spielte sich dort ab, wo Nadine Berger lag. Der Schwarzwolf hatte ihr tiefe Wunden gerissen. Sie blutete an zahlreichen Stellen, aber sie lebte. Der Kopf lag auf der Seite. Ihre Augen schauten mich mit einem flehenden und bittenden Ausdruck an. Ich lächelte, während ich mit ihr sprach.

»Wir werden dich retten, Nadine«, flüsterte ich. »Das verspreche ich dir. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Dann bückte ich mich und nahm das schwerverletzte Tier auf beide Arme.

Nebeneinander gingen wir und verließen diesen Steinbruch. Wir hatten hier nichts mehr verloren…

ENDE des Zweiteilers